

Markus Löw

„Gesellschaftsprojekt Nachhaltigkeit – eine Große (Re-)Transformation? Wandel zur Nachhaltigen Entwicklung aus kultur- und sozialanthropologi- scher Perspektive und der mögliche Beitrag der LandwirtInnen“

1. Einleitung und Problemstellung

Aufgrund der sozialen und politischen Relevanz der Thematik „nachhaltige Entwicklung“ ist eine verstärkte Beschäftigung damit in den nächsten Jahrzehnten unumgänglich. Alle Menschen werden, unabhängig vom sozialen und kulturellen Kontext, in irgendeiner Weise davon betroffen oder vielmehr gefragt sein. Viele SozialwissenschaftlerInnen gehen heute von der Notwendigkeit aus, dass sich das Verhältnis zwischen Mensch und Natur grundlegend verändern muss. Sie sprechen seit Neuestem gar (wieder) von einer notwendigen „Great Transformation“ (Polanyi 1995). Alltagswelten werden nicht die gleichen sein wie vor diesem Übergang. Ein kollektiver Prozess der Neuausrichtung von Werten und Normen wird postuliert, welchen man/frau ansatzweise bereits heute wahrnehmen kann.

Da ich in meinem engeren Freundeskreis viele Bauern/Bäuerinnen und LandwirtInnen habe, habe ich großes Interesse daran, mich mit ihrer Bedeutung und Rolle im Diskurs nachhaltiger Entwicklung zu befassen. Immerhin bildet ihr Sein und Handeln das Bindeglied im dialektischen Verständnis der Humanökologie und ihr Schaffen die Lebensgrundlage aller. Im vorliegenden Beitrag möchte ich daher folgenden Fragen nachgehen:

- Welche kultur- und sozialanthropologischen Dimensionen bieten die neueren humanökologischen Theorien und Konzepte einer nachhaltigen Entwicklung?
- Inwieweit lässt sich der Wandel hin zu nachhaltiger Entwicklung aus kultur- und sozialanthropologischer Perspektive als eine grundlegende soziokulturelle „Great Transformation“ begreifen?
- Welche Überlegungen und Ansätze zur zukünftigen Rolle von BäuerInnen im Prozess des sozialen Wandels zur Nachhaltigkeit lassen sich daraus ableiten?

Zum Einstieg werde ich grundlegende Ansätze aus der Humanökologie aufbereiten und vorstellen, um anschließend das aktuelle und prognostizierte Beziehungsverhältnis zwischen Mensch und Um- bzw. „Mitwelt“ zu skizzieren. Daran anknüpfend soll kurz geklärt werden, wie konkrete nachhaltige Entwicklung in Ökologie und Ökonomie, auch aus kultur- und sozialanthropologischer Perspektive, mit Normen- und Wertewandel verbunden ist („Integrative Nachhaltigkeit“). In diesem Sinne werden theoretische Überlegungen zu einer „Großen Transformation“ der Gesellschaft vorgestellt. Im letzten Teil des Beitrags möchte ich auf die rein ökologische Bedeutung der Landwirtschaft aufmerksam machen und diese Ansätze zur zukünftigen Rolle der Bauern und Bäuerinnen im Prozess des sozialen Wandels zur Nachhaltigkeit gegenüberstellen, um erste Anknüpfungspunkte für empirische Untersuchungen bereit zu stellen.

2. Humanökologisches Verständnis der Mensch-Natur-Interaktion

2.1. Interaktionsmodell der Sozialen Ökologie

Die Disziplin der Humanökologie bzw. der Sozialen Ökologie entwickelt seit den 1990er Jahren Ansätze zur Erklärung und Beschreibung des Verhältnisses zwischen Kultur(ellem) und natürlicher Umwelt (vgl. z.B. Boyden 1992; Siefert 1997a, 1997b; Fischer-Kowalski 1997,

1998a). Diese Herangehensweise soll dichotome Vorstellungen zu „Natur“ und „Gesellschaft“ aufheben und diese Kategorisierung durch ein Interaktions-Verständnis ablösen (siehe Abb. 1).

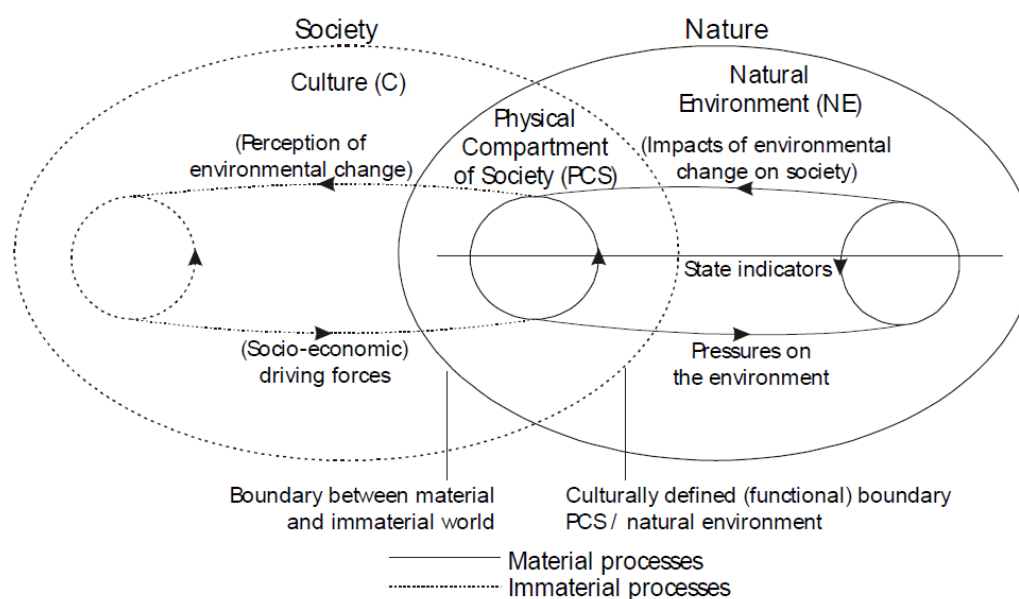


Abbildung 1: Modell der Gesellschaft-Natur-Interaktion mit Referenz auf Umwelt-Indikatoren
(Quelle: entwickelt auf Basis von Boyden [1992], Sieferle [1997a, 1997b], Fischer-Kowalski [1997, 1998a] gemeinsam mit Fischer-Kowalski, Bittermann, Hüttler, Weisz, Payer, Krausmann, Amann, Erb und Schulz [pers. 1998])

Gesellschaft und Natur werden nicht als voneinander unabhängige und gegenseitig unbeeinflusste Dimensionen festgemacht, sondern vielmehr als ein gemeinsames System begriffen. Die Grenzen dieser beiden Sphären sind nicht absolut. Während eine Grenzziehung gegenüber der Natur leicht zu fallen scheint, ist die gesellschaftliche Reichweite diffuser. Eigene Systemzusammenhänge in den beiden Bereichen lassen jeweils Prozesse ablaufen (im Sinne von „natürlichen“ und „kulturellen Wirkungszusammenhängen“), die sich niemals unabhängig von den anderen konstituieren. Das Bindeglied der betreffenden Interaktionen wird in der sozialökologischen Forschung unter anderem als „*physical compartment of society*“ bezeichnet. Haberl und Schandl (1998) beschreiben diese „*touching sphere*“ (Fischer-Kowalski 1997, 1998a) folgendermaßen: „We may look upon this as a part of nature in which most material and energetic processes are governed by societal regulation, and we may, quite as well, regard it as a „*physical compartment of society*““ (Haberl/Schandl 1998: 6). Akzeptiert man dieses konzeptuelle Modell, bleibt die schwierigste Aufgabe jene, seine sogenannten „*physical compartments of society*“ zu definieren. Dabei sollten die Grenzen, egal ob aus natur- oder sozialwissenschaftlicher Perspektive, als *funktional* verstanden werden. Welche Grenze sichtbar ist, hängt vom Betrachtungspunkt ab (ibid.: 7). Die „*touching sphere*“ ist im humanökologischen Verständnis zentral, denn nicht zuletzt ist der Mensch als solcher ein physischer Bestandteil der Gesellschaft, über den alle Interaktionen und Rückkopplungsschleifen laufen.

2.2. Der Mensch im Interaktionsverständnis

Aus einem solchen Verständnis heraus, ist der Mensch als subjektiv handelndes Objekt in seiner materiellen Umwelt zu begreifen. Um die menschliche Dimension eines „*global change*“ in der Nachhaltigkeitsforschung modellieren zu können, muss der Fokus der Untersuchungen auf dem vom Menschen induzierten Teil der Interaktion liegen (Haberl/Schandl 1998: 7f.). Die Forschungen zu diesen menschlichen Dimensionen globaler Umweltprobleme drehen sich grundsätzlich um zwei Aspekte von Gesellschaft-Natur-Beziehungen. Zum einen um Fragestellungen rund um die „gesellschaftliche Kolonisierung von natürlichen Systemen“, und zum anderen um den „sozioökonomischen“ oder „industriellen Metabolismus“ (Erb/Krausmann 2014a; vgl. auch Haberl/Schandl 1998: 2f.). Erb und Krausmann (2014a, 2014b) skizzieren die beiden Begriffe in ihrer Lehrveranstaltung „Soziale Ökologie und Nachhaltige Entwicklung“ am Institut für transdisziplinäre Forschung der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt folgendermaßen:

- *Kolonisierung natürlicher Systeme und Prozesse*

Die Kolonisierung natürlicher Systeme und Prozesse umfasst ein Bündel gezielter Eingriffe in natürliche Prozesse mit dem Ziel, natürliche Systeme und Abläufe so zu verändern, dass sie für die Gesellschaft nützlicher sind, als in ihrer unkontrollierten, vom Menschen unbeeinflussten Form. Dazu sind mehr oder weniger ständige Inputs notwendig, um die natürlichen Systeme im gewünschten Zustand zu halten. Allgemein wird darunter der Eingriff in terrestrische Ökosysteme, sprich Landnutzung, verstanden. Aber auch gewollte Manipulation auf organischer, zellulärer oder molekularer Ebene (z.B. Züchtungen, Klonen, Gentechnik etc.) sind eine Form von Kolonisierung.

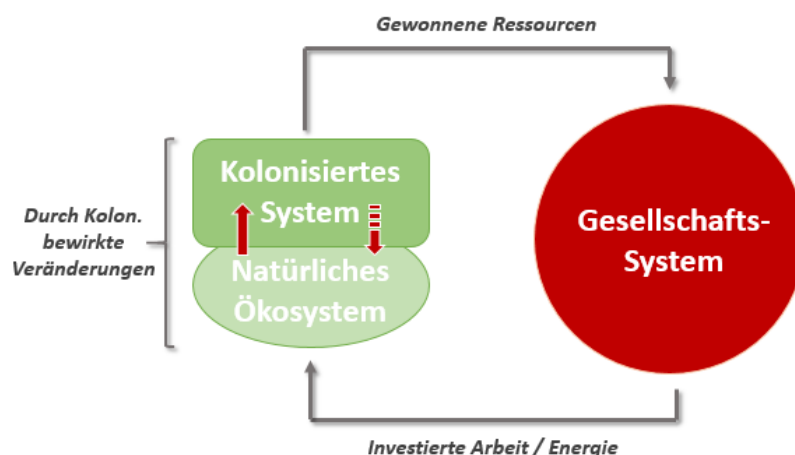


Abbildung 2: Kolonisierung natürlicher Systeme [bearbeitet]
(Quelle: Erb und Krausmann 2014a)

Die Methode der Human Appropriation of Net Primary Production (HANPP) kombiniert Effekte des Landsystemwandels (d.h. besonders die Produktionssteigerung durch Landnutzung/Eingriff) mit der „angeeigneten“ bzw. geernteten Biomasse und setzt diese mit jener Menge Biomasse in Beziehung, die sich ohne menschlichen Einfluss auf der gleichen Fläche befinden würde. HANPP erlaubt somit, natürliche mit sozio-ökonomischen Prozessen zu verbinden und Analysen zu Landnutzungssystemen anzustellen (Erb et al. 2009).

- *Sozioökonomischer Metabolismus*

Der industrielle Metabolismus ist als gesellschaftlicher „Stoffwechsel“ zu verstehen, d.h. Energie- und Materialinputs gehen einerseits in das sozio-ökonomische System

ein, um die biophysischen Strukturen von Gesellschaft aufzubauen, zu erhalten und zu reproduzieren, und andererseits werden durch diese Prozesse wieder Outputs an die Umwelt abgegeben (siehe Abb. 3). Der Metabolismus des sozio-ökonomischen Systems ist dabei mehr als die Summe der individuellen Stoffwechselprozesse. Die gesamtgesellschaftliche Subsistenz- und Produktionsweise bestimmt deren Stoffwechsel. Somit gestaltet sich dieser entsprechend der Form und dem Ausmaß, in welchem Naturkapital zur Erhaltung der Gesellschaft als Ganzes (sowohl soziokulturelle als auch physische „Bestände“ inkludierend) nötig ist. Klassischerweise lassen sich „endosomatischer“ und „exosomatischer“ Metabolismus unterscheiden. Der endosomatische Teil umfasst lediglich den Stoffwechsel der Menschen selbst (d.h. Nahrung als Teil der Biomasse). Der weitaus größere exosomatische Anteil besteht in Material- und Energieflüssen für die Produktion und Reproduktion von Nutztieren und Artefakten. Seit Ende der 1990er Jahre wird die sogenannte „Materialflussrechnung“ immer weiter standardisiert, um inter- und transnationale Vergleiche sowie globale Aussagen anstellen zu können.

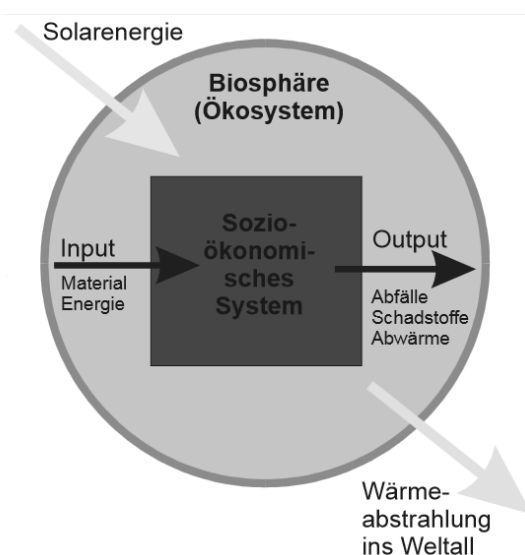


Abbildung 3: Input-Output-Schema gesellschaftlichen Metabolismus
(Quelle: Erb und Krausmann 2014b)

Für beide Prozesse – die Änderung natürlicher Systeme durch Kolonisierung, wie auch die Konvertierung von Rohmaterialien und Energieträgern – ist die von Menschen investierte Arbeit, also „Wirtschaften“ in einem weiten Sinne, zentral. So betrachtet bereits Karl Marx und später Leslie White nicht Geld, sondern Energie und Ressourcen als Grundlagen der Ökonomie (vgl. Erb/Krausmann 2014b). Humanökologische Ansätze bedienen sich somit materialistischer Zugänge. Diese Auseinandersetzung mit den biophysikalischen Dimensionen gegenwärtiger Ökonomie soll Mensch-Umwelt-Beziehungen greifbar machen, weshalb diese beiden Konzepte für die Nachhaltigkeitsdiskussion bedeutsam sind. Durch richtungssichere physikalische Maßeinheiten vermitteln sie problemfreie Indikatoren humanökologischer Zusammenhänge. Über den Vergleich mit Sozial- und Wirtschaftsstatistiken werden Aussagen über Verbindungen mit dahinterstehenden Interaktionsprozessen möglich. Letztere weisen einen komplementären Charakter auf. Nicht immer erfolgen die Beziehungen in einem direkten Verhältnis (der in sich selbst informationsverarbeitenden Systeme Natur und Gesellschaft), oft erfolgen sie über indirekte zyklische „Feedbackschleifen“, vom Menschen als „*physical compartment of society*“ ständig verarbeitet und dadurch umgestaltet.

Um die Interaktionen der verschiedenen „Sphären“ in ihrer Prozesshaftigkeit zu begreifen wird im Folgenden zwischen vier Typen der Interaktion unterschieden (vgl. Abb. 1; Haberl/Schandl 1998: 8), nämlich den „*socio-economic driving forces*“, den „*pressures on the environment*“, den „*impacts of environmental change on society*“ und die „*perception of environmental change*“. Bei den „*socio-economic driving forces*“ handelt es sich um sozioökonomische Dynamiken (z.B. das Wachstums-Dogma als solches), welche über den Menschen „*pressures on the environment*“ ausüben (z.B. Überdüngung). Daraufhin verändert das Umweltsystem seinen Zustand (z.B. Eutrophierung), wodurch es zu „*impacts of environmental change on society*“ kommt (z.B. eine zunehmende Minderung der Trinkwasserqualität). Über die „*perception of environmental change*“ (z.B. Bewusstsein oder Anerkennung der Notwendigkeit grundlegender Änderungen) werden veränderte Mensch-Umweltbeziehungen gesellschaftlich, d.h. in einem übergeordnet kulturell-normativen Sinn verarbeitet (kollektiv entstandene Norm- und Wertesysteme), und ausgehend davon wieder sozioökonomische Denkweisen/Strategien/Trends implementiert. Inwieweit bis dato die „*socio-economic driving forces*“ eine gewisse Eigendynamik entwickelt haben, sich „*pressures on the environment*“ darstellen und veränderte Umweltbedingungen heute Einfluss auf die Menschen haben, sowie die Frage, ob in diesem Zusammenhang von (rein) ökologisch nachhaltigem Handeln zu sprechen ist, soll im nachstehenden Kapitel (2.3) erläutert werden. Danach kann geklärt werden was aus speziell kultur- und sozialanthropologischer Sicht unter nachhaltiger Entwicklung zu verstehen ist (Kapitel 3). Ob die „*impacts of environmental change on society*“ als solche erkannt werden bzw. wie mit ihnen umgegangen wird, wird Gegenstand der Betrachtung, bezogen auf meine zweite Fragestellung.

2.3. Gesellschaft-Natur – ein gestörtes Beziehungsverhältnis

Im folgenden Abschnitt wird der Einfluss des Menschen auf seine natürliche Umgebung auf globaler Ebene skizziert. Es wird dargelegt, dass sich das Mensch-Natur-Beziehungsverhältnis auf längere Sicht in einem gestörten Gleichgewicht befindet und unvorhersehbare irreversible Rückwirkungen nicht auszuschließen sind. Die Rolle der Menschheit in der Gestaltung von Mustern und Prozessen in der terrestrischen Biosphäre ist groß und wächst. Das meiste fruchtbare Land der Erde wird mehr oder weniger intensiv von den Menschen für Rohstoffgewinnung, Produktion, Transport, Konsum und Abfallablagerung oder als Wohnraum genutzt. Biomasseproduktion auf Ackerflächen, Weideflächen und in bewirtschafteten Wäldern dominieren den globalen Flächenbedarf (Stichwort: „Kolonisierung der Natur“). Aber auch andere Prozesse wie Bodendegradation, vom Menschen verursachte Brände und der Ausbau von Siedlungen und Infrastruktur spielen eine zunehmend wichtigere Rolle. Die wachsende menschliche „Hoheit“ über terrestrische Ökosysteme trägt zum Verlust der biologischen Vielfalt sowie zu einer verminderten Fähigkeit der Ökosysteme bei, Dienstleistungen wie Pufferkapazität, Bodenschutz oder Selbstkontrolle zu liefern bzw. diese in der jeweiligen Form aufrecht zu erhalten (vgl. Erb et al. 2009: 250). In diesem Kontext wird von verminderter Resilienz und erhöhter Vulnerabilität gesprochen. Diese für den Menschen lebensnotwendigen Funktionen werden auch „*ecosystem services*“ genannt (vgl. u.a. United Nations Environmental Programme 2011). Die Bestäubungsarbeit von Bienen oder die Regulierung der Luft- und Wasserqualität durch Wälder sind hierbei wohl die populärsten Beispiele. Heute gelten bis zu 83 Prozent der globalen terrestrischen Biosphäre außer Grönland und der Antarktis als unter direktem Einfluss des Menschen (siehe Abb. 4). Über 36 Prozent der bioproduktiven Oberfläche der Erde werden als völlig vom Menschen beherrscht eingestuft (Erb et al. 2009: 251f.).

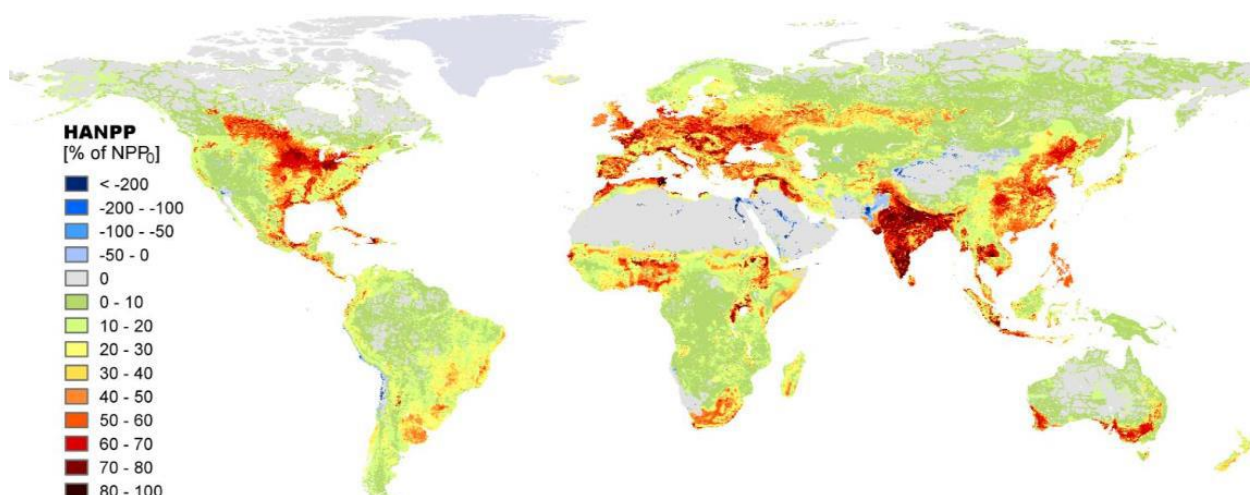


Abbildung 4: Globale Aneignung der Netto-Primär-Produktion je Fläche (HANPP) als Maß für menschlichen Einfluss auf terrestrische Ökosysteme (Quelle: Haberl et al. 2007)

Diese flächigen Aneignungsprozesse, im Besonderen jedoch das auf fossilen Energieträgern basierende Wirtschaften, führten in nur 150 Jahren zu einer Explosion des globalen „industriellen Metabolismus“ (siehe Abb. 5).

Bis dato verursacht der rasant wachsende Input (siehe Abb. 3) ins metabolistische System durch dessen Förderung verstärkt Umweltprobleme, was mit dem Aspekt der Erschöpfbarkeit bzw. Verfügbarkeit von Materialien in einem engen Zusammenhang steht. Die Fracking-Methode zur Erdölgewinnung oder die Intensivierung der Landwirtschaft durch Flächenkonkurrenz sind Beispiele dafür. Der stetig steigende absolute Umsatz von Stoffen resultiert auch in höheren Beständen („stocks“), welche vermehrte Erhaltungsinvestitionen und nicht unwesentlich viel Fläche für Infrastruktur benötigen. Langfristig hat der Erhalt der sich ausbauenden Infrastrukturen einen stimulierenden Rückkopplungseffekt auf den Input. Der Output setzt sich aus Rückführungen von nicht gewollten Nebenprodukten, die durch die gesellschaftliche Verstoffwechselung anfallen, oder auch aus der gezielten Ausbringung von Stoffen (z.B. Dünger, Pestizide etc.), die in der Folge Umweltprobleme verursachen (können), zusammen (vgl. Erb/Krausmann 2014b). Der wohl berühmteste unerwünschte Output ist das Kohlendioxid, das durch menschliches Handeln in die Atmosphäre abgegeben wird. Ein „anthropogener Klimawandel“ gilt heute in Fachkreisen (vgl. Intergovernmental Panel on Climate Change 2014) als gesichert. Die Veränderungen durch den globalen Treibhauseffekt können auf den Menschen selbst und seine Aktivitäten zurückgeführt werden, doch relativ unsicher ist, wie weitreichend die Auswirkungen ausfallen werden. ForscherInnen sprechen jedenfalls vom „Anthropozän“ als einer neuen geologischen Ära (Crutzen/Steffen 2003; Steffen et al. 2007).

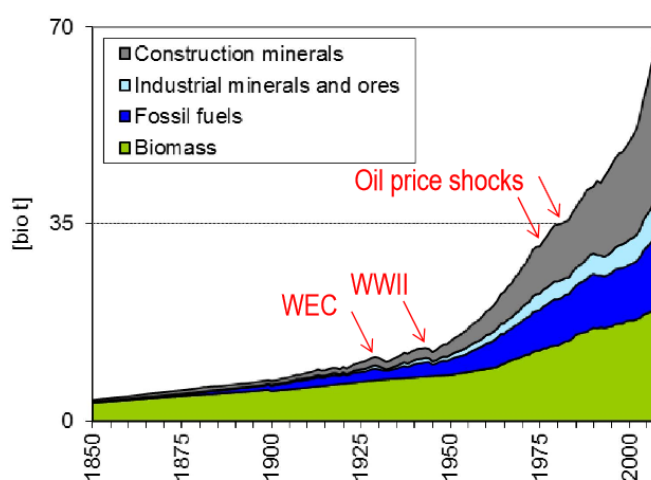


Abbildung 5: Beispiel absoluter globaler Materialverbrauch 1850-2010 (Quelle: Erb und Krausmann 2014b)

Um den Befund eines „gestörten Beziehungsverhältnisses“ im Anthropozän, in dem die Menschheit die „*great forces of nature*“ überwältigt (vgl. Steffen et al. 2007), auszustellen, muss das Ökosystem Erde als „endliche Einheit“ verstanden werden. Am besten lässt sich das vermutlich durch das aktuelle „*planetary boundaries*“-Konzept (vgl. u.a. Rockström et al. 2009a, 2009b, 2013) illustrieren und darlegen. Diesem Ansatz liegen Modellierungen sogenannter „*carrying capacities*“ (ibid.) zugrunde. *Carrying capacities* oder Tragfähigkeiten, sollen die Resilienz natürlicher Systeme beschreiben. (Teil-)Systeme können kippen, wenn ihre Tragfähigkeitsgrenzen ausgereizt werden, finden nicht mehr in ihre Ursprungszustände zurück und nehmen neuartige Systemzustände an. Eine Überschreitung eines solchen „*tipping point*“ hat nicht einschätzbare Folgen auf unterschiedliche Bereiche des Ökosystems. Aufgrund der nur schwer fassbaren Komplexität sind die „*boundaries*“ nur annäherungsweise zu quantifizieren bzw. zu modellieren.

Abbildung 6 zeigt das „*Stockholm resilience centre's planetary boundaries framework*“, welches neun elementare Prozesse identifiziert. Die roten Keile repräsentieren die aktuelle Tragweite der Prozesse und der innere grüne Bereich symbolisiert den vorgeschlagenen sicheren Handlungsraum.

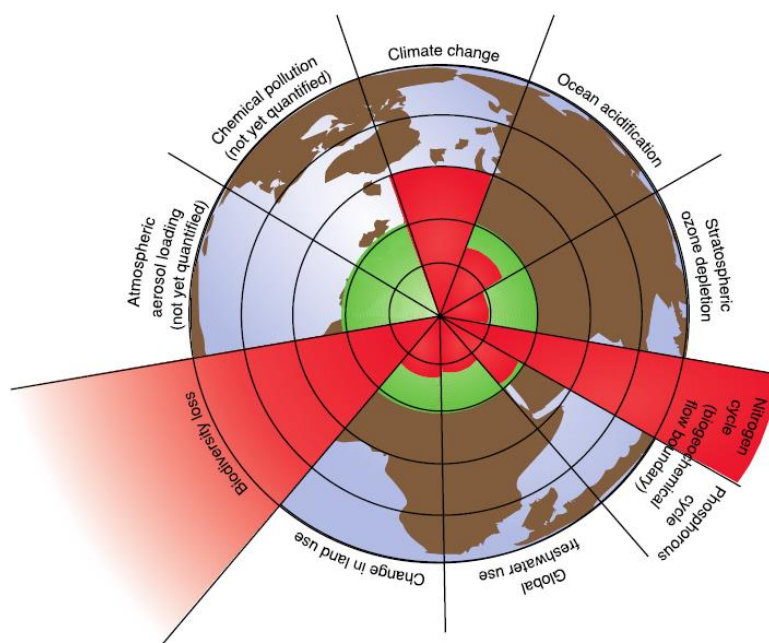


Abbildung 6: „*planetary boundaries*“ (Quelle: Rockström et al. 2009b)

Der Mensch hat maßgeblichen Einfluss auf ökosystematische Effekte. Die ungebrochene Steigerung des vom gesellschaftlichen System verarbeiteten Materials und die damit zusammenhängende flächenhafte Expansion durch Kolonisierungsprozesse der Natur ließen bereits bzw. werden die „*tipping points*“ einer stabilen und resilienten *Mit-Welt* überschreiten. Da es sich bei diesen beiden Phänomenen um von Menschen induzierte handelt und als Fakt gilt, dass die Erde endlich ist und somit den absoluten Rahmen, die determinierende Klammer, darstellt, liegt es nur an uns, den in die Sackgasse führenden metabolischen Trend in eine *nachhaltige Richtung* umzulenken. Die Frage, ob ein Richtungswechsel „globaler menschlicher Entwicklung“ notwendig ist, ist, aus der naturwissenschaftlichen Sicht der Mensch-Umwelt-Forschung, nicht zu verneinen. Im Folgenden soll die Frage geklärt werden, warum es soziokultureller Änderungen bedarf, also welche gesellschaftlichen, kulturellen und sozia-

len Aspekte hinter den rezenten Dynamiken stecken und was gegenwärtig als „nachhaltige Entwicklung“ verstanden werden kann bzw. soll.

3. Kultur- und sozialanthropologische und andere Perspektiven zum rezenten Diskurs um „nachhaltige Entwicklung“

Natürlich gibt es seit jeher unterschiedlichste Vorstellungen von „Entwicklung“ – in dieser Arbeit möchte ich jedoch vom, dem kapitalistischen Weltsystem inhärenten Dogma des Wirtschaftswachstum als Indikator von „Entwicklung“ ausgehen, da die kapitalistische Ökonomie auf global-ökologischer Ebene die (einzig) relevante Praxis des menschlichen Wirtschaftens im 21. Jahrhundert darstellt. Dieses Kapitel soll sich der Frage annähern, welche kultur- und sozialanthropologischen Dimensionen bisherige populäre Konzepte „nachhaltiger Entwicklung“ und zuletzt auch humanökologische Theorien bieten.

3.1. „Nachhaltige Entwicklung“: Zwischen Ökologie, Ökonomie und Gesellschaft

Die Diskussion, worin nachhaltiges Handeln besteht, wird sowohl im wissenschaftlichen Bereich, als auch auf politisch-institutioneller Ebene, immer vor dem Hintergrund des Verhältnisses zwischen Ökologie, Sozialem und Ökonomie geführt. Zunächst muss geklärt werden, was es bedeutet, heute von „nachhaltiger Entwicklung“ zu sprechen. Dazu ist ein kurzer Blick in die Vergangenheit sinnvoll. Zunächst wurde der politische Begriff vorrangig als ökologischer Terminus verstanden. Der Diskurs war auf die bio-physikalische Ökologie unserer (Um)Welt ausgerichtet. Die sogenannten Vorrangmodelle argumentierten wie folgt: es gibt keine Ökonomie ohne Gesellschaft und keine Gesellschaft ohne Ökosystem (Kopfmüller 2011: 5), wobei diese Vorstellung ein hierarchisches Prinzip enthält. Das Konzept „zugunsten der Ökologie“ wurde spätestens mit dem *Brundtland-Bericht* (United Nations 1987) im internationalen Entwicklungsdiskurs obsolet. Fortan stehen sogenannte Drei-Säulen-Modelle im Zentrum der Debatten um nachhaltige Entwicklung. Ökologische, ökonomische und soziale Ziele werden nun als gleichrangig angesehen. Auch soziale bzw. kulturelle Dimensionen werden angesprochen. So sind sich bis heute die „Diskurs-AkteurInnen“ darüber einig, dass Nachhaltigkeit als Leitbild weit über den Bereich der Umweltpolitik hinausgeht. Zentrales Element ist die „Verteilungsgerechtigkeit“. Amgestrebt wird ein Ausgleich in folgenden Arten von Beziehungen (Littig/Grießler 2004: 1): (1) zwischen den menschlichen Bedürfnissen und der Leistungsfähigkeit der Natur (*Vernetzungsproblematik*); (2) zwischen den Bedürfnissen der gegenwärtigen und der künftigen Generationen (*intergenerationale Gerechtigkeitsproblematik*); und (3) zwischen den Bedürfnissen der Armen und der Reichen (*intragenerationale Gerechtigkeitsproblematik*). Die wesentliche Neuerung des *Brundtland-Berichtes* besteht darin, „[...] dass er zentrale Problemfelder der Menschheit benannte und dass er als Grundprinzipien für die Realisierung einer nachhaltigen Entwicklung die globale Perspektive, die Verknüpfung zwischen Umwelt- und Entwicklungsthemen und das Gerechtigkeitspostulat in den Mittelpunkt rückte“ (Kopfmüller 2007: 16).

Die Humanökologin Marina Fischer-Kowalski (1998b) hebt, darauf aufbauend, Ende der 1990er Jahre, die wechselseitige Einflussnahme von Lebensqualität (Sozialem), Wohlstand (Ökonomie) und gesellschaftlichem Stoffwechsel (Ökologie) hervor. Damit „stehen die Konsequenzen eines bestimmten Niveaus an Lebensqualität und an ökonomischem Wohlstand für den gesellschaftlichen Naturverbrauch im Vordergrund der Betrachtung“ (Littig/ Grießler 2004: 29). Die Erhaltung dieser Niveaus und der damit einhergehende Ressourcenverbrauch überschreiten allerdings die Resilienz unserer Ökologie. Folglich stellt sich die Frage, wie

diese Zusammenhänge entkoppelt werden können. Vorgeschlagen werden dazu drei verschiedene Varianten (siehe Abb. 7), basierend auf (1) Wohlfahrtskritik, (2) Konsumkritik und (3) Effizienzkritik. Sie alle „verlangen nach einem gesellschaftlichen Wandel hin zu umweltverträglicheren Lebensweisen, die zugleich sozialpolitisch wünschenswerte Wirkungen haben sollen“ (ibid.: 31). Die Diskussion um Nachhaltigkeit ist in Folge durch zahlreiche prinzipielle, zum Teil heftig ausgetragene Kontroversen geprägt. In Fachkreisen besteht zwar eine gewisse Einigkeit darüber, dass Nachhaltigkeit und somit nachhaltige Entwicklung eine dynamisch-sich-ändernde, nicht statische Entsprechung zwischen den drei Sphären Soziales, Ökonomie und Ökologie impliziert, gerungen wird jedoch um ihren jeweiligen Stellenwert bzw. welche das Primat inne hat.

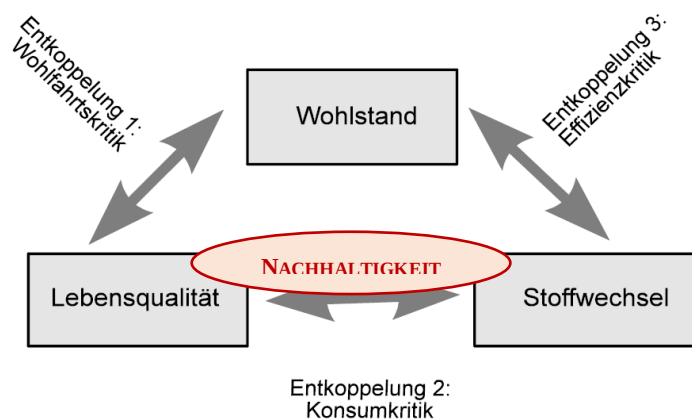


Abbildung 7: Analytische Dreiecksmodell der wechselseitigen Einflüsse von Lebensqualität (Soziales), Wohlstand (Ökonomie) und gesellschaftlichem Stoffwechsel (Ökologie) [ergänzt]
(Quelle: Fischer-Kowalski 1998b)

Damit einhergehend gibt es gravierende bis fundamentale Auffassungsunterschiede, wie sich dieser Prozess bzw. Weg zur Nachhaltigkeit gestalten soll. Littig und Grießler (2004: 24f.) machen Differenzen zwischen den KontrahentInnen hinsichtlich folgender Punkte aus: (1) Die Frage nach dem moralischen/ontologischen Verhältnis von Mensch und Natur wird unterschiedlich beantwortet und dem entsprechend auch die daraus abzuleitende Frage, welche Qualität von Eingriffen in die Umwelt gerechtfertigt ist. (2) Abhängig von der Konzeption von Natur als dynamisch oder statisch, wird ein unterschiedliches Ausmaß an Eingriffen in die Umwelt befürwortet. Grundsätzlich thematisiert wird auch (3) die Frage nach den AkteurInnen nachhaltiger Entwicklung.

Vor allem die Stellung der Ökonomie in Bezug zur Ökologie, also der zweite Punkt, bzw. die dritte Entkopplung aus Marina Fischer-Kowalskis magischem Dreieck (siehe Abb. 7) ist stark umstritten. Dabei wird grundlegend diskutiert, ob sich nachhaltige Entwicklung und wirtschaftliches Wachstum, welches üblicherweise auf das BIP (engl.: GDP) bezogen ist, widersprechen. Einerseits wird argumentiert, wirtschaftliches Wachstum stelle überhaupt erst die finanziellen und technischen Mittel zur Verfügung, um ökologische Sparpotentiale zu realisieren, d.h. ein technokratischer Glaube an die „Ökologisierung der Mittel“ (Erb/Krausmann 2014b) herrscht vor. Die andere Seite argumentiert, dass wirtschaftliches Wachstum bislang immer mit einem erhöhten Ressourcenverbrauch verbunden gewesen sei und somit eine „Ökologisierung der Ziele“ (ibid.) die einzige Möglichkeit darstelle, langfristig den Ressourcenverbrauch nicht weiter zu steigern.

Schon seit dem *Brundtland-Bericht* (United Nations 1987), verstärkt jedoch in den letzten Jahren, werden Möglichkeiten gesucht, wirtschaftliches Wachstum und Ressourcenverbrauch zu entkoppeln. Denn spätestens bei der Konferenz der Vereinten Nationen über nachhaltige Entwicklung, kurz Rio+20 (RIO+20 – United Nations Conference on Sustainable Development 2014), die unter dem Leitthema „green economy“ geführt wurde, wurde deutlich, dass

die Entkopplungsidee auf politischer Ebene und im Mainstream der Wirtschaftswissenschaften, nahezu uneingeschränkt Zustimmung findet. Das (fortgesetzte) Wachstum des globalen Bruttoinlandproduktes auf Basis eines Ausbaus des vermeintlich ressourcenschonenden Sektors der erneuerbaren Energien steht dabei im Zentrum. Humanökologische Metabolismusstudien (Erb/Krausmann 2014b) weisen jedoch darauf hin, dass die weltumfassend organisierte Makroökonomie für Vergangenheit und Gegenwart als der bedeutendste Motor („*driver*“) von „*environmental impacts*“ zu betrachten ist. Ein Zusammenhang zwischen BIP pro Kopf-Einkommen als „Wohlstandszeiger“ und der Metabolismusrate lässt sich kaum von der Hand weisen (siehe Abb. 8). 60 Prozent des lokalen Materialverbrauchs lassen sich alleine durch das Einkommen pro Kopf erklären (United Nations Environment Programme 2011).

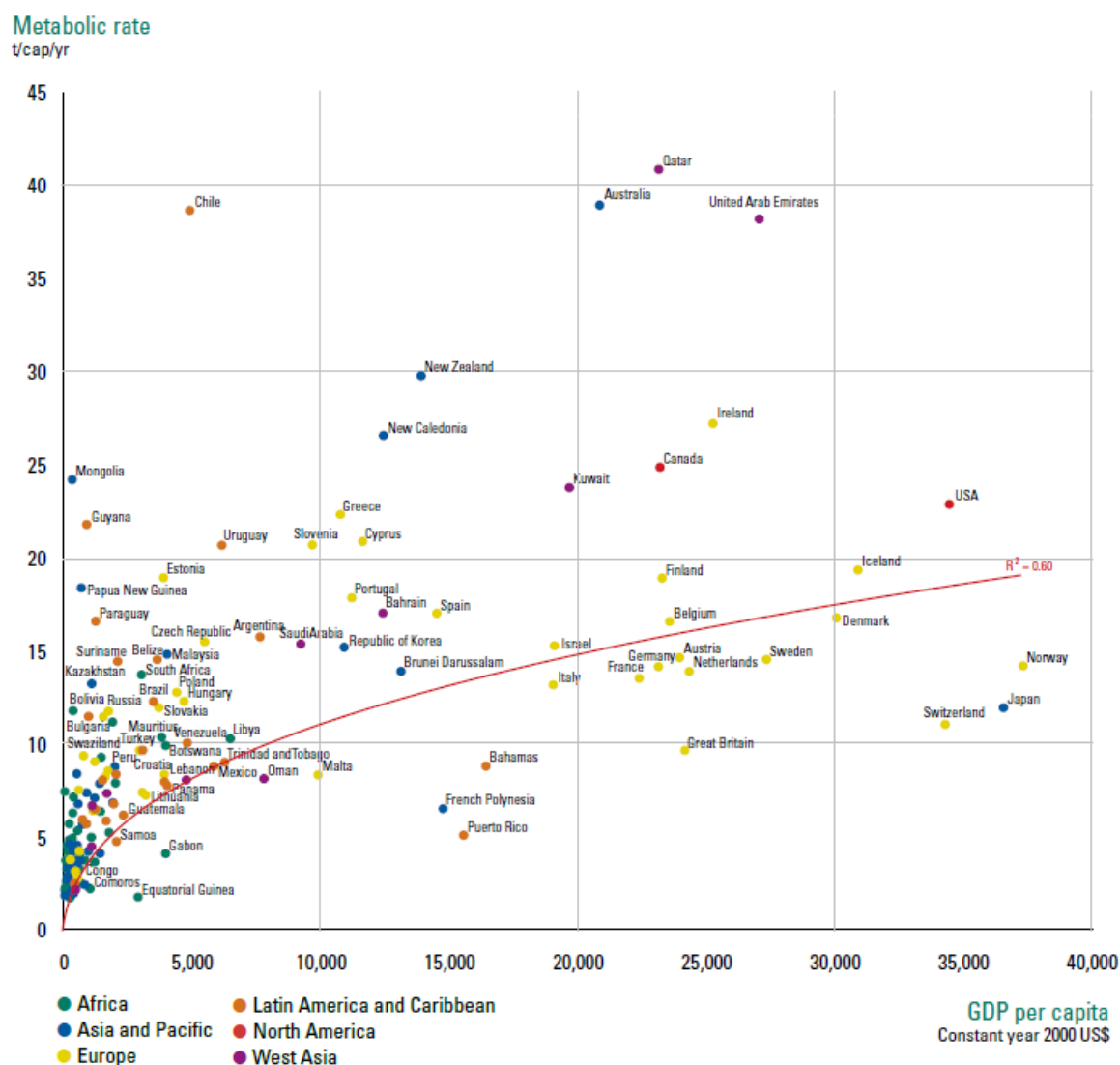


Abbildung 8: Globaler Zusammenhang zwischen Ressourcenverbrauch und Einkommen von 175 Staaten im Jahr 2000 [bearbeitet] (Quelle: United Nations Environment Programme 2011: 15)

Unbestreitbar ist, dass ein weiter steigender Ressourcenverbrauch auf Dauer nicht tragbar ist. Nachhaltige Entwicklung erfordert eine Stabilisierung oder Reduktion der Material- und Energieflüsse. Substitution zwischen Materialien und Energieträgern führt zu einer Problemverschiebung, nicht zu nachhaltiger Entwicklung. Teilströmungen der Wirtschaftswissenschaften, beispielsweise die „(Sozial-)Ökologische Ökonomie“, Forschende der ökonomischen Anthropologie, sowie transdisziplinär arbeitende HumanökologInnen kritisieren das

Dogma wirtschaftlichen Wachstums als eng verbunden mit einem relativ gesehen zwar möglicherweise verminderten, aber absolut betrachtet erhöhten Ressourcenverbrauch. Bereits Meadows et al. (1972) postulierten in ihrem vielzitierten und schätzenswerten Werk „The Limits to Growth“, aufgrund ökologischer Schranken, ein unvermeidliches Ende des auf Akkumulation beruhenden Wachstums. Die aktuellen Bemühungen hin zur „green economy“ müssen wirkungslos bleiben, d.h. eine vollständige Entkopplung kann nicht gelingen, solange das Grundproblem der materiellen Akkumulation nicht „behooben“ wird.

Ältere materialistische (z.B. Steward 1955, 1977) und (neo-)evolutionistische (z.B. Carneiro 1970) Ansätze, aber auch spätere Annäherungen wie beispielsweise von Escobar (2008) oder Descola und Gísli (1996) beschäftig(t)en sich im sozialökologischen Kontext mit dieser Thematik. Besonders Tim Ingold (2000, 2011) bietet mit seinem relationalen Ansatz eine Alternative aus anthropologischer Perspektive. Entgegen der, im westlichen Denken vorherrschenden Dichtotomisierung in „Selbst“ und „wahrnehmbare Umwelt“, sieht er Wissen und Technologie als aus der Interaktion mit der menschlichen Umwelt selbst entstanden und weiter entstehend. Die europäische Betrachtungsweise der wechselseitigen Relation zwischen Gesellschaft und „Natur“ geht üblicherweise von einer einseitig-linearen Kausalbeziehung aus, doch spätestens seit der von Arno Bammés entwickelten Akteur-Netzwerk-Theorie (2004), wird auch der „Natur“ (verstanden als materielle Umwelt) ein Akteurs- und somit Handlungsstatus eingeräumt, wobei die handelnden Entitäten der Natur als „Aktanden“ bezeichnet werden. Die Umwelthistorikerin Winiwarter verweist darauf, dass es keine Lösung sei, „zwischen natürlichem und sozialem Realismus zu wechseln, sondern Natur und Gesellschaft müssen als gemeinsames Resultat einer anderen Aktivität[, dem „Netzwerkbilden“,] konzeptualisiert werden“ (Winiwarter 2011: 32). Mittels der Existenz von aufeinanderfolgenden, aber gleichzeitig an Neuerungen beteiligten Aktanden, wird das Wesen dieser Innovationen definiert (ebd.: 33). Ökologische (und andere) Krisen treten auf, wenn Innovationen ausbleiben und somit kein konvergentes und irreversibles Netzwerk zustande kommt (Bammé 2004). Winiwarter (2011) beschreibt daher, mithilfe des prozessorientierten Konzepts der „Risikospirale“ von Sieferle und Müller-Herold (1996), die gegenwärtige „ökologische Krise“ als Ergebnis des gesamtgesellschaftlichen Umgangs mit vielen historisch aneinander gekoppelten Krisen. Dabei reduziert zwar jede Innovation das Risiko und steigert die Produktivität, doch gleichzeitig gehen damit wiederum neue „Typen von Unsicherheit“ einher, welche ihrerseits wieder Innovationen erfordern (siehe Abb. 9).

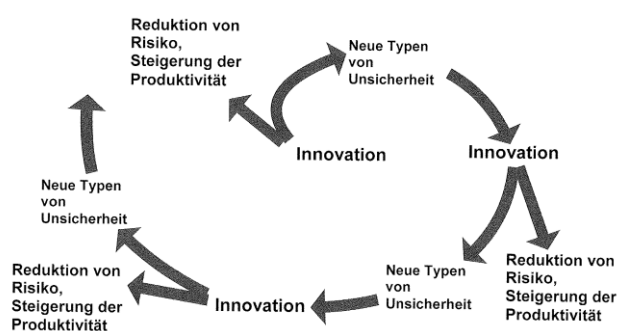


Abbildung 9: Zusammenhang von Risiko und Innovation – Eine erfolgreiche Minderung eines Risikos erzeugt neue Risiken (Quelle: Sieferle und Müller-Herold 1996)

Angemerkt sei an dieser Stelle, dass die allgemein diskutierte ökologische Krise auch zunehmend als eine *multiple* Krise aufgefasst wird und hinsichtlich dieser eine innovations- bzw. fortschrittskritische historische Dimension in der bisherigen Mainstreamdebatte mit Sicherheit langfristig bereichernd und bitter nötig ist.

Im Kontext dieses Kreisels der Kolonisierungseffizienz kann von einer historischen „gesellschaftlichen Selbstbindung“ gesprochen werden, die wegen ihrer steigenden Komplexität immer undurchschaubarer wird. Eine Weigerung, sich Fragen zu möglichen zugrunde liegenden Ursachen zu stellen, ist die Folge. So wird mehr denn je, einerseits auf „Bewährtes“ gesetzt, um die Notwendigkeit einschneidender Veränderungen zu verleugnen und andererseits auf „Neues“ gebaut, um damit „der Natur“ abermals einen Schritt voraus zu sein (z.B. das Wechselspiel zwischen der Adaption von „Schädlingen“ und Agrartechnologien). In dieser Hinsicht ist Ökonomie als Einsatz-, Anwendungs- bzw. Implementierungsbereich und dementsprechend zugleich als Triebwerk von technologischer Entwicklung zu verstehen. Jenes Wechselspiel, das aus diesem Ökonomie-Verständnis und dem Glauben an eine „globale Technokratie“, die stark mit der Verbreitung des europäischen Wissenschaftsuniversalismus, also mit der Trennung der Wissenschaften verbunden ist (Wallerstein 2010), resultiert, führt(e) mehr und mehr zur Manipulation von Bedürfnissen und Werten auf der menschlichen AbnehmerInnen- bzw. KonsumentInnenseite.

Die Ökonomin Juliet Schor hat für die damit einhergehende Koppelung von Ökonomie und Wertemustern den Begriff des „*upscaling*“ geprägt (Schor 1998, 1999). Sie kritisiert insbesondere die konventionell-liberale Auffassung, die davon ausgeht, dass individueller Konsum als privat und somit losgelöst von sozialpolitischen Angelegenheiten gesehen werden kann. KonsumentInnen würden, dem entsprechend, rational handeln, seien gut informiert und entwickelten ihre Präferenzen, unabhängig von anderen KonsumentInnen. Der letzte Punkt soll an dieser Stelle besonders hervorgehoben werden, da er dem von Schor analysierten Phänomen eines gegenseitigen „*high-scaling of desires*“ der KonsumentInnen, entgegensteht. Konsumtion anderer fungiert, Schor zufolge, als Referenz des eigenen Konsums, der wiederum zum Werteausdruck wird. Durch immer neue Impulse (sprich neue Produkte) der ökonomischen AkteurInnen und deren Mehrwert-Intentionen werden Dinge „künstlich“ „up-gescaled“. Sobald ein vorangegangener „Wert“ sein Sättigungsniveau in nahezu der gesamten Gesellschaft erreicht hat, werden neue Bedürfnisse „kreiert“. Als eines von zahllosen Beispielen lässt sich hier der Hype um Lachs nennen. Diese systeminhärente Kopplung der immer auf ein Neues generierten Nachfrage nach „*high-scaled things*“ steht scheinbar nicht in Widerspruch zur Thematik nachhaltigen Konsums, die merkbar an Relevanz gewinnt und der Tendenz, dass die sozioökologische Verantwortung von Seiten der WirtschaftsvertreterInnen vermehrt auf die KonsumentInnen übertragen bzw. angerechnet wird (vgl. Grunwald 2010). Solange, global gesehen, die Diversität der sozialen Handlungsspielräume dermaßen groß ist kann eigenverantwortlicher Konsum jedenfalls nicht zur Nachhaltigkeit beitragen:

„Damit ist gemeint, dass einigen Milieus, [...] bisher sowohl Zugang zu Themen der Nachhaltigkeit, als auch finanzielle Möglichkeiten fehlen. Hier ist eine Stärkung der Möglichkeiten der Konsumenten notwendig, bevor eine Verantwortungsübernahme gefordert werden kann. [...] Schließlich sind die Ergebnisse der Lebensstilforschung mit ihren Implikationen für die Konsumentenverantwortung allerdings auch, und nicht zuletzt, für die Wirtschaftsethik und die Praxis der Unternehmensverantwortung von Bedeutung. Denn, um auf die eingangs gestellte Henne-Ei-Frage zurückzukommen: Ist eine nachhaltige Entwicklung in der Wirtschaft erwünscht, dann müssen Unternehmen verstärkt in den Dialog und in Kooperation mit den Kunden treten, um gemeinsam mit ihnen Verantwortungsoptionen auszuhandeln und zu verfolgen.“ (Schmidt/Seele 2012: 186f.)

Die Gestaltung einer nachhaltigen Entwicklung hat somit nicht nur mit Fragen der Verteilung, sondern im weiteren Sinn sowohl mit einer wirtschaftlichen, als auch gesamtgesellschaftlichen Auseinandersetzung mit den Themen „Verantwortungsteilung“ und „Verantwortungsaufnahme“ zu tun.

3.2. „Wahre“ nachhaltige Entwicklung

Die aktuelle politische Diskussion um eine nachhaltige Zukunft (siehe Kapitel 3.1) befasst sich nur unzureichend mit Fragen des Konsums als einem gesellschaftlichen Metabolismus, sprich mit der Thematik von Akkumulation und Verantwortung. Solange keine, auf längere Sicht ausgerichteten Bemühungen zur dauerhaften bzw. nachhaltigen Klärung unternommen werden, bleibt die gesamte derzeitig populär-technokratische Effizienzdebatte im Kontext der „green economy“ obsolet. Des Weiteren zeigt die Erfahrung, dass Verbesserungen in der technischen Effizienz paradoxerweise dazu führen, den Ressourcenverbrauch durch den sogenannten „rebound-Effekt“ zu erhöhen (vgl. z.B. Hertwich 2005). Das beispielsweise durch Energieeffizienz eingesparte Geld bei der Haushaltsabrechnung, wird womöglich eins zu eins in zusätzliche Konsumption investiert. Auf dem Weg zu einer Form „wahrer“ nachhaltiger Entwicklung müssen somit zusätzlich Fragen der Suffizienz gestellt werden. Suffizienz meint das Bemühen um möglichst geringen Energie- und Rohstoffverbrauch. Gerne spricht man in diesem Zusammenhang von der *Ökologisierung* (auch) *der Ziele* und nicht nur der Mittel. Um suffiziente Lebensstile nachhaltig umzusetzen, muss seitens der Politik ein unterstützender institutioneller Rahmen geschaffen werden, sodass breit auf *allen* gesellschaftlichen Ebenen über die Bedeutung von Suffizienz diskutiert und die Frage aufgeworfen wird, wie diese sich auf das tägliche Leben auswirkt (Schneidewind/Zahrnt 2014).

Oliver Stengel (2011) sieht die aktuelle Krise in erster Linie als das Resultat eines zu großen Verbrauchs natürlicher Ressourcen und (fossiler) Energiemengen, vor allem in den westlichen Konsumgesellschaften. Um den Verbrauch auf ein umweltverträgliches Maß zurückzufahren nennt er vier Ansatzpunkte:

„Man kann versuchen (1) die Produktionstechnik so zu verändern, dass sie weniger Ressourcen und Energie benötigt. Man kann versuchen (2) das Produktionssystem so zu verändern, dass die verbrauchte Energie- und Materialmenge der Konsumgesellschaft reduziert werden kann. Man kann (3) versuchen, die Konsumenten so zu verändern, dass sie von sich aus weniger Güter nachfragen. Und man kann (4) versuchen, die kulturelle Bedeutung des Konsums so zu wandeln, dass sich die Nachfrage verändert und umweltfreundlicher wird.“ (ebd.: 35)

Ausgehend von diesen Ansätzen spricht er von vier zentralen Dimensionen: Technik, soziale Teilsysteme, Persönlichkeit und Kultur. Sie alle leisten ihren *Beitrag* sowohl zur Entstehung der ökologischen Krise als auch zu ihrer Überwindung.

„Wahre“ nachhaltige Entwicklung ist folglich mehr als eine ökologische Fragestellung. Die Beschäftigung mit Fragen der Verteilungsgerechtigkeit ist so gesehen unumgänglich. Es zeigt sich, dass beispielsweise eine Diskussion um die Entkopplung Ökonomie-Ökologie niemals ohne Einbindung soziokultureller Zusammenhänge in sinnvoller Weise geführt werden kann. Es besteht quasi eine „integrative Notwendigkeit“ das Dogma ständigen Wachstums, Konsum als innermetabolische Akkumulation, wie auch die Wettbewerbsidee zu hinterfragen. Um die bereits angesprochenen bisher erreichten Niveaus und vor allem aber, mit Blick in die Zukunft, die neue Niveau-Bildung innerhalb der ökologischen Grenzen, die im besten Fall Handlungsspielräume inkludieren, sozioökologisch kritisch reflektieren zu können, bedarf es eines soziokulturellen Wertewandels.

3.3. Modell eines sozial- und kulturell nachhaltigen Umweltverständnisses

Auf Basis dieser Annahmen kann nun ein modellhaftes kulturdynamisches Umwelt-Konzept formuliert werden. Aus sozialökologischer Perspektive ist eine, wie schon vor Jahrzehnten diskutierte, vorrangige, d.h. hierarchische Struktur einer wahren nachhaltigen Mensch-Umwelt-Beziehung, kein Widerspruch zu einer sich dynamisch-entsprechenden integrativen Vorstellung; im Gegenteil, die beiden ergänzen sich. Das Vorrangmodell ist dabei nicht so zu verstehen, dass mit der Einhaltung der ökologischen „boundaries“ bereits alles getan ist. Schlussendlich sind es diese unumstößlichen Grenzen, die einen nicht ausdehnbaren Rahmen für unsere materiellen (sozioökonomischen) Praktiken geben, die sich aus einer ständigen immateriellen Wertekonstruktion konstituieren. Innerhalb der absoluten Ökosystemgrenzen leiten kulturelle und soziale Vorstellungen unser Handeln, welches wiederum auf die gesellschaftliche Struktur zurückwirkt. In diesem Sinne kommt der Ökonomie eine besonders kritische Funktion zu, als Bindeglied zwischen gegebener materieller Umwelt und soziokultureller Konstruktionen (siehe Stellung und materielle Interaktion der Ökonomie in Abb. 10). Sie besitzt eine überlappende Dimension, da sie stets mehrere Teilbereiche sozialer Organisationsformen und -strukturen einschließt bzw. verbindet. Eine nachhaltige Ökologie bedarf demnach einer entsprechenden Ökonomie, welche ihrerseits eine dynamische Entsprechung der kulturellen Dimension erfordert.

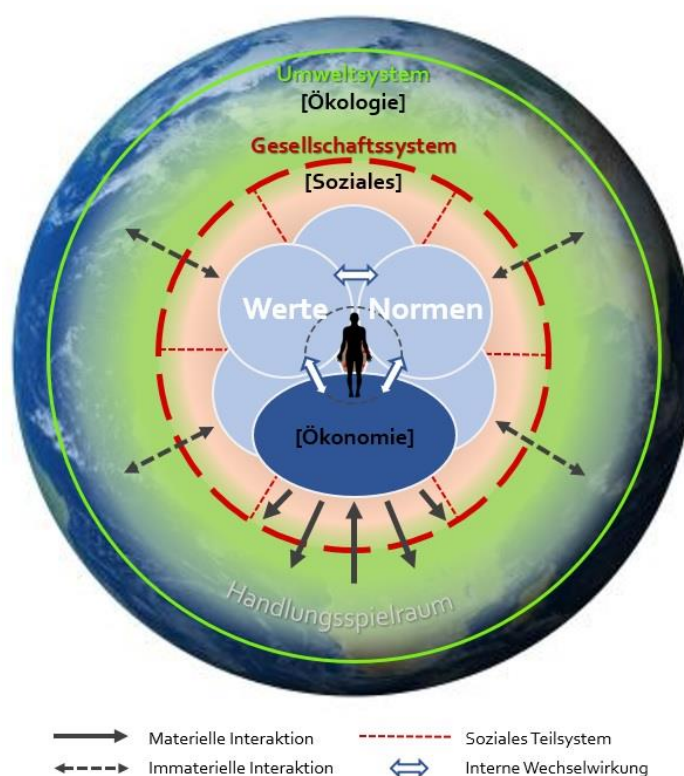


Abbildung 10: Modell eines soziokulturell nachhaltigen Umweltverständnisses [eigene Darstellung]
(Quelle: iStockphoto)

In den folgenden Abschnitten liegt der Fokus auf der Aushandlung der unausweichlich kulturell-normativen Bedeutungen im Wandel zur Überwindung der Krise, hin zu nachhaltiger Entwicklung.

4. Gesellschaftsprojekt Nachhaltigkeit – Eine *Great Transformation*?

In diesem Teil werden Fragen nach dem „Wie“ behandelt. In einem ersten Schritt wird dargestellt, wie grundlegende gesellschaftliche Aspekte, beispielsweise Konzeptionen von Natur, soziale Emanzipation und Verantwortung, oder auch der Faktor Unsicherheit, in einem Zusammenhang mit „wahrer“ nachhaltiger Entwicklung, stehen. Wie sich der Weg zur nachhaltigen Entwicklung gestaltet, d.h. wie und welche konkret bevorstehenden Veränderungen unseres Zusammenlebens und unseres Alltags uns erwarten, wird im zweiten Schritt dargelegt. Dazu ziehe ich die Ausführungen des „Wissenschaftlichen Beirats“ der deutschen Bundesregierung zu globalen Umweltveränderungen (WBGU 2011), sowie von jenen SozialwissenschaftlerInnen entwickelte Ideen und Szenarien heran, die sich auf die dringenden Umbrüche, einer in Zukunft nachhaltigen Gesellschaft und/oder auf Postwachstumsmodelle spezialisiert haben (vgl. z.B. Rosa 2014 oder Paech 2014). Zunächst bedarf es jedoch einiger begrifflicher Klarstellungen, um die Aussagen bzw. Vorhersagen zur Gestaltung unseres künftigen Lebens in einer nachhaltigen Zukunft besser einordnen zu können.

4.1. Transformation ist mehr als Transition – eine Begriffsklärung

Brand (2014: 244) bezeichnet die Termini „Transition“ und „Transformation“ als neue Modebegriffe in der wissenschaftlichen und gesellschaftspolitischen Debatte, vor allem wenn es um die ökologische Krise und sozialökologische Veränderungen geht. Die Begriffe hängen analytisch eng mit der multiplen, insbesondere der ökologischen Krise zusammen und normativ „mit einer breit geteilten Diagnose, dass die stofflichen und energetischen Grundlagen der Gesellschaften rasch und grundlegend geändert werden müssen. Die normative Perspektive wird mitunter um eine politisch-strategische ergänzt“ (ibid.). In der Diskussion geraten die analytischen und die normativen (strategischen) Dimensionen immer wieder durcheinander (ibid.: 244ff.). Brand (ibid.: 249) plädiert daher „für begriffliche Schärfe, um damit wichtige Differenzen anzuzeigen“. Transition ist im Sinne politisch-intentionaler Steuerung zu verstehen, „[...] also als eine strukturierte, insbesondere politisch-staatlich vermittelte Intervention in Entwicklungspfade und -logiken sowie Strukturen und Kräfteverhältnisse, um dominanten Entwicklungen eine andere Ausrichtung zu geben“ (ibid.). Der Schwerpunkt liegt hier auf der Implementierung der entsprechenden politischen Rahmenbedingungen zur Ermöglichung der erforderlichen (Neu-)Ausrichtung. Wie bereits erwähnt, bleibt der Fokus auf der Förderung „grüner Ökonomie“ als Transitionsstrategie (auch „grüner Kapitalismus“ genannt) als mögliche neue Entwicklungsweise in der allgemein sozioökologischen Debatte, die kulturelle Fragen miteinschließt, bisher vorrangig. „Transformation wird demgegenüber als umfassender sozioökonomischer, politischer und soziokultureller Veränderungsprozess verstanden, in den auch politische Steuerung und politische wie gesellschaftliche Strategien eingehen, der darauf aber nicht reduzierbar ist“ (ibid.). Brand verwendet „Transformation“ also analytisch und setzt sie nicht mit einer normativ begründeten Position gleich, die für Veränderungen in Richtung einer solidarischen und nachhaltigen Gesellschaft eintritt. Dieses Verständnis gründet auf der Begriffsprägung durch Polanyi (1995). Aus dessen 1944 erstmals veröffentlichten Werk „The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen“ wird deutlich, dass Transformationsprozesse etwas mit gesellschaftlichen Kräften und Kräfteverhältnissen, mit Interessen, Macht und Herrschaft zu tun haben, und dass Staat und Politik nicht per se die (welt-)gesellschaftlichen Probleme lösen, sondern ihrer Grundstruktur nach die kapitalistischen Produktionsverhältnisse durchsetzen und absichern, bis es zu gesellschaftlichen Gegenbewegungen kommt (ibid.: 182ff.). Polanyi bezeichnet letztere als „Selbstschutz der Gesellschaft“.

„Die Ökonomie hingegen ist nichts Überhistorisches, sondern ein historisch spezifisches Kräfteverhältnis. Politik und Ökonomie konstituieren sich gegenseitig. [...] Das gilt es analytisch zu berücksichtigen, was in Transitions- und Transformationsdebatten kaum geschieht“, hält Brand (2014: 251) fest. Entscheidend ist somit, dass der kritisch-analytische sowie normativ-strategische Transformationsbegriff eine Herrschaftskritik beinhaltet. Das hat wiederum emanzipatorischen Charakter, ein Moment, das im nächsten Teil dieses Beitrags behandelt werden wird.

4.2. Nachhaltige Entwicklung als Weg in die Zukunft – von selektiver Politik, kollektiver Emanzipation und der Notwendigkeit von Utopien

Betrachtet man die Stellung des Menschen gegenüber der „Natur“ unter dem Blickwinkel des, von Pierre Bourdieu formulierten Konzepts des Habitus, so offenbart dieses Verhältnis, neben vielen anderen Faktoren, wie Sprache, Aussehen oder Bildung, unseren Rang bzw. Status in der Gesellschaft. Menschen haben eine Vorstellung davon, welche Erwartungshaltungen an sie gestellt werden und nehmen die „feinen Unterschiede“ im Habitus der anderen wahr. Auch im Umgang mit der Natur versuchen Menschen sich zu differenzieren: „Unser Umgang mit der Natur ist Teil dieser Differenzierungsbemühungen. Das spricht gegen eine rasche Einigung der Menschheit, wie mit Natur umgegangen werden soll“ (Winiwarter/Bork 2014: 160). Dass die Ressourcen und Kapazitäten der Erde endlich sind, darauf kann man sich weltweit eventuell verständigen und auch, dass die „[...] Effizienz wirtschaftlichen Handelns nicht ins Unendliche gesteigert werden kann“ (ibid.). Eine gesellschaftspolitische Einigung hingegen, die, auf globaler Ebene, Reaktionen und in der Folge wirksames Handeln zur Folge hätte, ist aus vielerlei Gründen eine mühsame Angelegenheit. Eine der Ursachen hierfür sehen Thompson und Wildavsky (1990) in ihrer „Cultural Theory“ zu gesellschaftlichem Wandel im Vorhandensein unterschiedlicher Konzeptionen oder „Mythen“ über Natur. Menschliche Lebensstile und politische Überzeugungen orientieren sich an vier Vorstellungen in Hinblick darauf, was als entscheidend für eine nachhaltig ausgeglichene Mensch-Umwelt-Interaktion angesehen wird (siehe Abb. 11).

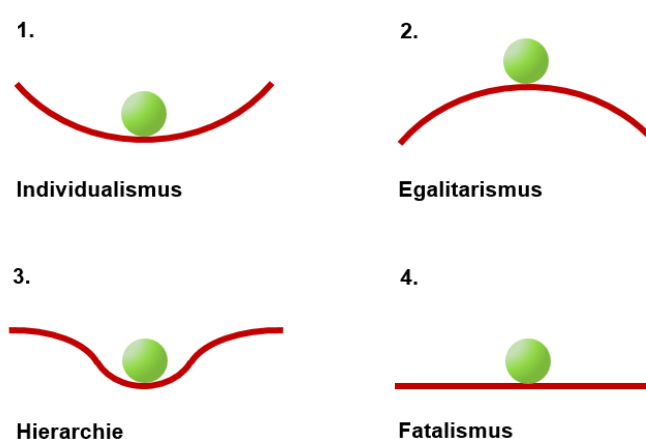


Abbildung 11: Die Natur als bewegliche Kugel in der „Landschaft“ [bearbeitet]
 (Quelle: Thompson M. et al. 1990; Winiwarter/Bork 2014)

„Der egalitäre Lebensstil ist mit einer als fragil angesehenen Natur verbunden, der individualistische mit einer als nachsichtig angesehenen Natur, der hierarchische mit einer als innerhalb gewisser Grenzen nachsichtig, aber über diese hinaus als fragil kon-

zeptualisierten Natur. Als vierter Lebensstil wird jener der Fatalisten abgegrenzt, die davon ausgehen, dass aus der zufälligen Bewegung der Natur keine Lehren für die Gesellschaft abzuleiten seien.“ (Winiwarter/Bork 2014: 160)

Entsprechend ihren unterschiedlichen individuell-politischen Zielen konstruieren Menschen jeweils auch Natur (ibid.). Daher kümmern sich sozial denkende UmweltaktivistInnen nicht nur, wegen des verstärkt zerstörerischen menschlichen Einflusses, um das Schicksal des Planeten, sondern auch, weil sie „[...] das Zusammenleben der Menschen grundlegend hin zu einer egalitäreren Gesellschaft verändern möchten“ (ibid.: 161). Das Wissen, dass Ressourcen nicht erneuerbar sind und die Natur daher zerbrechlich ist, führt zu einer Sichtweise, der zufolge Regulierungen und Umverteilungen der endlichen Ressourcen sowie eine Politik der Beschneidung unternehmerischer Aktivitäten im „Namen des Gemeinwohls“ gerechtfertigt, wenn nicht gar notwendig seien. AnhängerInnen einer individualistischen Wettbewerbskultur hingegen sehen die Fähigkeit der kapitalistischen Ökonomie, die „Kapitale der Natur“ gegen- bzw. miteinander auszutauschen, als nahezu unbegrenzt an. Die Vorstellung einer nachsichtigen und belastbaren Natur soll aus ihrer Sicht dazu beitragen, sich denjenigen entgegenzustellen, die zentralisiertere (staatliche) Kontrolle verstärken wollen. FatalistInnen wiederum meinen, man müsse die Natur „ertragen“, denn aufgrund ihrer Unberechenbarkeit könne sich menschliches Handeln nicht daran ausrichten (vgl. hierzu z.B. die mittelalterlichen Naturvorstellungen im Katholizismus). „HierarchistInnen“ meinen, Macht müsse in gewisser Weise ungleich verteilt sein, um Kontrolle erst möglich zu machen, welche in einer nur innerhalb gewisser Grenzen nachsichtigen Natur nötig sei (ibid.). Winiwarter und Bork stellen die in diesem Kontext zentrale Frage: „Ist also alles was wir über die Natur zu wissen meinen, abhängig von unseren Präferenzen für die eine oder andere Gesellschaftsordnung?“ (ibid.). Wenn „Ja“, dann hat die Umweltdebatte eine unausweichlich politische Dimension.

Das hierarchische Verständnis lässt politische Eliten Natur als „Spielfeld der Machtdemonstration“ nutzen (ibid.), indem sie versuchen, Kontrolle über den Umgang mit Natur und somit über die Menschen allgemein zu erlangen. Ein Konnex zwischen erster und dritter Naturvorstellung und parallel dazu, zwischen (selektiver) Politik und Kollektiv (als Gesamtheit der tatsächlichen Praktiken) lässt sich im rezenten Weltsystem über die Ökonomie herstellen. Die Verstrickungen von Politik und Ökonomie werden somit zu einem der Hauptfelder kritischer Politikwissenschaften: Politische Eliten täuschen über das Konzept des Individualismus ein Gefühl der Egalität vor. Besonders deutlich wird das, wenn über die abstrakte Ebene der „Wirtschaft“ ein individualistisches, am Wettbewerb orientiertes Verständnis propagiert wird. JedeR sei für sich einE „kleineR UnternehmerIn“. Das Vertrauen der Menschen in den Markt als Mechanismus der Bewirtschaftung knapper Güter und „die Macht des Kapitals“ (Brand 2014: 274) scheinen heute, dem entsprechend, größer denn je zuvor. Dieses Phänomen liegt den gegenwärtigen, oben skizzierten Dynamiken zugrunde und erlaubt zugleich, ihre Strukturen zu reproduzieren.¹ Politische FunktionärInnen legitimieren auf diese Weise ihre hierarchische Sicht und den inhärenten exklusiven Anspruch institutioneller Regeln und Kontrolle.

In diesem Zusammenhang seien die vier Arten des Übergangs nach Bonaiuti (2014) genannt, angelehnt an Joseph Tainters (1980) Netzwerk- und Komplexitäts-Theorien und seinem „Gesetz des sinkenden Grenzertrags“. Bonaiuti (2014) zeichnet vier mögliche Szenarien des Wandels unseres globalen „komplexen“ Gesellschaftssystems: (1) Kollaps, (2) neue Expansionen, (3) Totalitarismus und (4) Resilienz bzw. strenges „Nicht-Wachstum“. Ein Kollaps würde die sozialen Muster und Verhältnisse völlig zerstören und schließlich restrukturieren. Neue Expansionen, die beispielsweise auf die Erschließung von Rohstoffen an Nord- und Südpol abzielen, bedeuteten lediglich einen zeitlichen Aufschub von Veränderungsprozessen. Totalitäre Züge, wie sie Polanyi während und am Ende der „Great Transformation“ im 20. Jahrhundert ausgemacht hat, könne kein Mensch wirklich wollen, weshalb einzig und allein

¹ Auf das damit verbundene Abschieben von Verantwortung gehe ich weiter unten ein.

der Versuch bleibe, durch Gegenkonzepte zu Wachstum (im herkömmlichen Sinne) eine dynamische Entsprechung von Mensch und Umwelt mit einem sicheren Grad an Resilienz anzustreben.

Denn, unabhängig davon, durch welche „kulturelle Brille“ wir Natur betrachten, werden wir immer „Teil geo-bio-chemisch-physikalischer Systeme“ (Winiwarter/Bork 2014: 161) bleiben, deren Ressourcen begrenzt sind. Sich natürliche Systeme als fragil vorzustellen und damit auf der „sicheren Seite zu irren“, zeugt von einer Akzeptanz der Tatsache, dass das Verhalten von Menschen und Erde nicht, oder allenfalls nur sehr vage, vorhersehbar ist. Eine Etablierung nachhaltiger Entwicklung, die als Erweiterung unserer Handlungsspielräume und -möglichkeiten zu begreifen ist, muss folglich ein Konzept fragiler Natur voraussetzen. Dieses Vorsorgeprinzip einer inter- und intragenerationell nachhaltigen Gesellschaft geht mit egalitären Visionen, wie der der Verteilungsgerechtigkeit, sowie mit einem „langfristig respektvollen Umgang mit Natur“ einher (ibid.). Brand (2014: 274) kritisiert in diesem Zusammenhang, dass im medialen Diskurs nach wie vor davon ausgegangen wird, die Politik handle im Sinne des Allgemeinwohls, d.h. nach dem Vorsorgeprinzip, und würde den vorsichtigen Weg wählen. Exakt hier aber liegt ein besonders kritisches Moment, denn es

„[...] geht eben nicht nur darum, die Übernutzung der ökologischen Systeme aufzuhalten oder Verteilungsrelationen zugunsten der Schwächeren zu verschieben – so wichtig das ist. Vielmehr ist zentral, auch in Zeiten der ökologischen Krise und der historisch einmaligen Macht des Kapitals am Projekt der Emanzipation festzuhalten. Das impliziert eine praktische Kritik der kapitalistischen sozialen Formen [Anm.: des Bildes des Individualismus] und ihrer Konsequenzen, etwa für die herrschenden Formen von Politik, der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung oder der immer rastloseren Inwertsetzung der Natur für die tauschwertorientierte Produktion von Waren.“ (ibid.)

Begreift man/frau nachhaltige Entwicklung somit als eine Erweiterung unserer individuellen und kollektiven Handlungsspielräume und -möglichkeiten, so ist festzuhalten, dass der Umwelt- und Nachhaltigkeitsdiskurs ein Ermächtigungsdiskurs ist. Das bedeutet, sich unabhängig vom neoliberalen Dogma der klassischen Ökonomie und ihrer Politik, (wieder) folgende Frage zu stellen: Was bedeutet ein „gutes Leben“? Was ist Wohlstand, was bedeutet Fortschritt, was Innovation?

Friederike Habermann (2014: 17) setzt diesbezüglich die kapitalistischen Lebens- und Produktionsweisen miteinander in Beziehung. Die Motivation, unseren Alltag zu bewältigen, ist ihr zufolge nicht Selbstverwirklichung bzw. „Selbst-Entwicklung“ im epistemologischen Sinn, sondern entspringt sich aufdrängenden ökonomischen Zwängen. In den letzten Jahrzehnten wurde diese Diskussion rund um den Begriff des „Wohlstands“ geführt, der gemeinhin als monetäre Größe gilt. Daher ist auch „Fortschritt“, als anzustrebende Entwicklung, von der Idee einer Steigerung des (materiellen) „Wohlstands“ geprägt. Brand (2014: 273) hält fest, dass die analytische und normative Debatte über sozialökologische Transformation um ein progressives bzw. emanzipatorisches Wohlstandsverständnis stärker konturiert werden sollte. Um die „Was ist Wohlstand“-Frage in der Öffentlichkeit in den Vordergrund zu rücken, müssen jene „Allianzen“ in der Gesellschaft ausgemacht werden, die hinter der bisherigen Form von Entwicklung stehen. Es muss gefragt werden, wer denn bestimmend ist, in der Beantwortung dieser Frage. Denn die derzeitige Antwort wird „[...] unter Bedingungen ökologischer Probleme und angesichts des Aufstiegs der Schwellenländer mit Verzicht für die Massen und dem Rückbau des Sozialstaates gleichgesetzt. Dem gilt es etwas entgegenzusetzen“ (ibid.). Die in weiten Teilen Europas, oder gar weltweit, erkennbare Politikverdrossenheit stellt eine besondere Herausforderung für die hierzu nötige Re-Politisierung der Kollektive dar. Die stets komplexer werdenden sozialen, kulturellen, ökonomischen und politischen Zusammenhänge lassen die Menschen in einem gewissen Grad paralysieren, sodass sie oft keine politischen Entscheidungen (mehr) wagen. Der „gestaltende Staat“ und seine Politik sind somit bedeut-

sam, Reflexionen der Gesamtgesellschaft zum Thema Nachhaltigkeit, in Richtung einer „Großen Transformation“ anzustoßen, bzw. dauerhaft zu ermöglichen. (ibid.: 245). Die Richtungsweisung in der Entwicklung der Technik und Forschung moderner Staaten hängt folglich maßgeblich vom politischen Rahmen ab, aber auch umgekehrt: „Was immer wir tun werden, es wird nicht ohne Wissenschaft und Technik gehen. Wichtig wird es [allerdings] sein (besonders hinsichtlich dessen) Lehren aus der Vergangenheit zu ziehen“ (Winiwarter/Bork 2014: 161). Damit verträglicher Wandel ablaufen kann, sind u. a. Innovationen im Bereich der erneuerbaren Energien unumgänglich.

Den notwendigen Mittelweg zwischen Veränderungen „on top“ und „at down“ gilt es noch zu finden. Trotzdem ist die diskutierte „Transition“ der politischen Ebene als notwendiger Teil der Großen Transformation und nicht umgekehrt, zu sehen. Politische Veränderungsprozesse müssen immer auch von der Bevölkerung getragen werden. Begreift man/frau Wandel als einen ständigen Aushandlungsprozess, sind demokratische Strukturen nötig, und dazu muss die Politik möglichst von regressiven Wirtschaftsinteressen entkoppelt sein. Der „Wissenschaftliche Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen“ (WBGU 2011) ist heute ein populäres Beispiel einer, in diese Richtung abzielenden, kritischen Politikberatung. Er präsentiert sich thematisch unnachgiebig bzw. politisch unbeugsam und spricht in seinem aktuellsten Hauptgutachten gar offen von einem „Gesellschaftsvertrag für eine Große Transformation“. Die Ausarbeitungen des deutschen wissenschaftlichen Beirates zeigen, welcher Balance-Akt dabei immer wieder vollbracht werden muss. VertreterInnen mächtiger Interessen, die sich gegebenenfalls den transdisziplinär erarbeiteten notwendigen Änderungsvorschlägen entgegenstellen, sehen sich jedenfalls vermehrt zum Einlenken gezwungen. Als wichtigen Beitrag in diesem Umdenkprozess, sieht der Beirat, den sich global abzeichnenden Wertewandel, hin zu einer stärkeren Sensibilisierung für ökologische Fragen (WBGU 2011: 71ff.). Alternative Ideen, von der und für die WählerInnenschaft, für die Zukunft aufzugreifen und zu diskutieren, wird darum – mit etwas Abstraktionsvermögen und Weitblick –, von den gewählten „VolksvertreterInnen“, zunehmend als relevant für die eigene politische Legitimität eingestuft. Abschließend unterstreicht der WBGU (2011), neben der Wichtigkeit naturwissenschaftlicher Zusammenhänge, vor allem soziale und kulturelle Aspekte. Einsicht, Umsicht, Voraussicht und Rücksicht, und schlussendlich jedoch die *Zuversicht* gelten als entscheidende Dimensionen gesellschaftlicher (Weiter-)Entwicklung. Utopien und die Ausrichtung an scheinbar unerreichbaren Zielen müssen in Zukunft eine entscheidende Rolle spielen.

Daran anknüpfend soll im Folgenden knapp umrissen werden, in welchem unterschiedlichem Umfang und inwieweit sich im Zuge einer großen soziokulturellen Transformation unser tägliches Leben konkret verändern muss. Anzumerken ist jedoch, dass diese Zukunftsvorstellungen als Wegweiser und nicht als ultimative Ziele zu interpretieren sind. Die Gedanken von WissenschaftlerInnen aus unterschiedlichsten Disziplinen zu diesem Thema kreisen um wenige zentrale Punkte:

- *Reduzierung der Erwerbsarbeitszeit*

Eine der wichtigsten Forderungen (z.B. Haug 2014: 33) ist die Reduktion der Arbeitszeit. Die derzeitige Argumentation, uns gehe die Arbeit aus, weist auf eine äußerst restriktive Verwendung des Begriffs „Arbeit“ hin. „„Unserer Gesellschaft geht die Arbeit aus“, rufen seit etwa 25 Jahren die Sozialwissenschaftler, als handle es sich um ein Bergwerk, das erschöpft ist“ (ibid.: 35). Unter der Perspektive eines in Zukunft nachhaltig zu gestaltenden Lebens muss Arbeit zwangsläufig anders konzeptualisiert werden. „Leitlinie wird die notwendige Verkürzung der Erwerbsarbeitszeit für alle auf ein Viertel der aktiv zu nutzenden Zeit, also auf vier Stunden“ (ibid.). Die 20-Stunden-Arbeitswoche wäre die Folge und eine, auch genderbezogene, Verteilungsgerechtigkeit der Arbeit möglich. Insbesondere aber könne man sich anstelle der Frage der Quantität von Arbeit, der der Qualität widmen.

- *Zeitwohlstand*

Arbeitet man/frau 50 Prozent weniger als es dem heute, in vielen europäischen Staaten üblichen Vollzeit-Modell von 40 Wochenstunden entspricht, so ergibt sich mehr Zeit für andere Dinge. Die Ausgestaltung dieses „zusätzlichen Raumes“, ist einem selbst überlassen. Eine selbständige Organisation bietet die Möglichkeit, sich durch lebenslanges Lernen entfalten zu können. Dazu wird das Leben nicht nur passiv, konsumierend, genutzt, sondern kann tätig genossen und individuell mitgestaltet werden (ibid.: 34).

„Es geht darum, dass alle Menschen über ein Entwicklungspotenzial verfügen, das aus dem Schlummer des Möglichen ins Leben kommt und die Betätigung aller Sinne nicht mehr als Luxus erscheint, den sich nur Reiche leisten können, sondern dass ein jeder nach seinen Fähigkeiten leben kann. Dafür braucht es eigenen Raum und Zeit für Entwicklung.“ (ibid.)

Zeitwohlstand bedeutet somit schlussendlich (wieder) mehr Handlungsspielraum in der Auslegung, was ein „gutes Leben“ jeweils bedeutet. Der erste Vorschlag, die Erwerbsarbeitszeit zu reduzieren, scheint also im Hinblick einer ermächtigten gesellschaftlichen Zukunft, die auf Zeitwohlstand setzt, ein griffiger Anknüpfungspunkt zu sein.

- *Subsistenz-, Handwerks- und Reparaturfähigkeiten*

Vermutlich wird (und sollte auch) der Zeitwohlstand zu großen Teilen für klassische Reproduktionsarbeit verwendet werden. Diese neuen aktiven „ProsumentInnen“ sind durch Suffizienz- und Subsistenzpraktiken zunehmend aus der Abhängigkeit von industrieller Fremdversorgung befreit (Paech 2014: 49) und zugleich organisatorisch stärker aufeinander angewiesen (siehe Punkt kommunenähnliche Organisationsformen), wobei u. a. eine Koordinierung der Nahrungsmittelproduktion notwendig ist. Nicht jedeR kann und will sich im Gemüsegarten bzw. am Acker tätig entfalten. Wichtig und notwendig ist die Nutzung der Zeit für eine (Wieder-)Erlernung von Handwerken. Auf diese Weise geschaffene Strukturen gilt es hinsichtlich der eigenen Subsistenzgrundlage so lang und gut wie möglich instand zu halten. Die Fähigkeit etwas zu reparieren schont Ressourcen und ist daher wesentlich für eine nachhaltige Entwicklung.

- *Förderung erweiterter sozialer „Reproduktionsarbeit“*

Erweiterte soziale Reproduktionsarbeit (Haug 2014: 33) begreift diese nicht bloß als Haus- und Familienarbeit, da sie darüber hinaus Arbeit an, nicht der eigenen Familie oder dem eigenen Haushalt zugehörigen Menschen beinhaltet. Kinder, Alte, Behinderte, Kranke, aber auch FreundInnen und Geliebte können weder aus der Erwerbsarbeit noch aus der sozialen Reproduktionsarbeit ausgeschlossen sein. „Alle Menschen können und sollen hier ihre sozialen menschlichen Fähigkeiten entwickeln“ (ibid.).

- *Kommunenähnliche Organisationsformen*

Aufgrund der sozialen Reproduktionsarbeit und der eigenen materiellen Notwendigkeit muss es vermehrt zu Gemeinschaftsnutzung kommen, wodurch eine Nutzungsinintensivierung erzielt wird, denn wer

„[...] die Nutzung von Gebrauchsgegenständen mit anderen Personen teilt, trägt dazu bei, industrielle Herstellung durch soziale Beziehungen zu ersetzen. Doppelte Nutzung bedeutet halbierten Bedarf. Auch Verschenkmärkte, Tauschbörsen, -ringe und -partys können dazu beitragen.“ (Paech 2014: 46)

Spezifische kommunenartige Formen bilden sich für deren optimale Organisation heraus.

- *Regionalisierung*

Aus ähnlichen Gründen muss es auf überkommunaler Ebene zu einer Regionalisierung der sozio-ökonomischen Strukturen kommen.



„Das Leben in der Postwachstums-ökonomie ist von Sesshaftigkeit und materieller Genügsamkeit geprägt, aber sehr entspannt. Diese Auslegung einer nachhaltigen Entwicklung entspricht keiner Kunst des zusätzlichen Bewirkens, sondern des kreativen Unterlassens. Deshalb muss dazu nichts erfunden, wohl aber vieles reduziert und manche genügsame Versorgungspraktik schlicht eingeübt werden.“ (Paech 2014: 49)

Abbildung 12: Building Social Capital
(Quelle: Center of a New American Dream 2014)

Paechs Modell der „materiellen Genügsamkeit“ beruht auf einer „neuen Inwertsetzung von Zeit“, nicht von Natur oder Materiellem. Zeitwohlstand bedinge eine bessere soziale Einbettung, was sich wiederum positiv auf individuellen und gesellschaftlichen Stoffwechsel auswirke (vgl. z.B. Center of a New American Dream 2014). Durch die verringerte Arbeitsteilung werden die sozialen Bindungen gestärkt. Im Vordergrund steht die Herausbildung von sozialem Kapital. Hierfür sind zwei Prinzipien erforderlich: „Besitz statt Eigentum“, d.h. es zählt nicht das abstrakte Eigentum, sondern wer was tatsächlich braucht und gebraucht. „Teile, was du kannst“, das zweite Prinzip, kann sich neben Dingen, auch auf Fähigkeiten beziehen. Im Zentrum steht weniger das Tauschen, als vielmehr das „Beitragen“. „Statt die eigenen Fähigkeiten vermarkten zu müssen, wird aus einem Bedürfnis heraus gehandelt. All dies ist verbunden mit geregelterm offenem Zugang zu Ressourcen“ (Habermann 2014: 23).

Wie aber steht es in einer solch solidarischen Gesellschaft mit dem in der kapitalistischen Produktionsweise so wichtigen Aspekt der Freiheit (vgl. hierzu Habermann 2011)? Möglicherweise hat die individuelle Freiheit, das zu tun, was man/frau tun möchte, in den letzten Jahrzehnten zugenommen, jedoch ist diese Art von Freiheit von Verantwortung abgekoppelt. „Freiheit“ in einer Solidargesellschaft hingegen, hat immer etwas mit Empathie, sprich mit der Verantwortung gegenüber anderen zu tun (vgl. dazu Kapitel 4.3). So ist damit ein Hinterfragen von zuvor angesprochenen „Niveaus“, trotz des, in diesem Zusammenhang oft verwendeten, angstmachenden populistischen Begriffs des „Verzichts“, zentral. Entscheidend ist, dass Menschen davon abkommen zu glauben, ihr Wert bemesse sich in erster Linie am Markt. Eine solidarische und ökologische Wirtschaftsweise, deren Prinzipien gesamtgesellschaftlich gedacht werden können, muss stets neu entwickelt werden. Wichtig dafür sind „Leitgedanken, die offensichtlich [diesbezügliches] Potential besitzen“ (Habermann 2014: 23). „Nachhaltigkeit ist [somit] eine regulative Idee“ (Winiwarter/Bork 2014: 161). Sie ist quasi ein Vorschlag zu einer Neuausrichtung von Wertvorstellungen, wie mit sozial-ökologischer Limitierung umgegangen werden soll. Lokale, nicht holistisch-universelle Lösungen sind gefragt, weswegen kollektiv-kulturelle Transformation nicht eine einzige große Revolution bedeuten kann. Dieser zukünftig fortlaufende Aushandlungsprozess von Wertemustern hat daher eine

langfristig elementare kultur- und sozialanthropologische Relevanz, nicht zuletzt deshalb, da ein solcher Wandel nur über individuelle und kollektive Ermächtigung gleichermaßen ablaufen kann. Somit kommt neben der Politik, mit ihrer regulativen Macht, auch der Zivilgesellschaft eine zentrale Rolle zu (WBGU 2011: 162). Den damit einhergehenden Fragen der Verantwortung widmet sich der nächste Abschnitt.

4.3. Verantwortung, Zuständigkeit und Vorbild – vom Faktor Unsicherheit in der Großen Transformation

Unsere heutigen Gedanken an die Zukunft sind vom Gefühl der Unsicherheit geprägt. Das ist nichts Neues, denn blickt man zurück in die Geschichte, so konnten sich die Menschen nie sicher sein, was die Zukunft bringen wird. Was in der globalisierten Welt des 21. Jahrhunderts jedoch erschwerend hinzukommt, ist die Komplexität der kapitalistisch organisierten Weltordnung, von den kleinsten bis zu den größten Ausprägungen sozialer Organisation. Egal auf welcher gesellschaftlichen Ebene, meint jedeR, nicht „genug zu wissen“. Die Auswirkungen von Handlungen, Ereignissen, etc. sind kaum bekannt; die resultierende Unsicherheit wird über eine wechselseitige Zuweisung von Verantwortung einfach weitergegeben. Die Bevölkerung bezeugt diesbezüglich Vertrauen in die Politik und die Politik möchte ihrerseits bzw. wagt es nicht die „Freiheit“ der KonsumentInnen und deren Lebensweisen zu beschneiden. Solcherweise schnell abgeschobene Verantwortung erweist sich, in der sich weiter verschärfenden ökologischen bzw. multiplen Krise, als wenig konstruktiv, weswegen es zu vertikalen, wie auch horizontalen Problem- und Schuldzuweisungen kommt. Beispielsweise kritisieren „westliche Staaten“ Umweltvergehen anderer Weltregionen, welche umgekehrt auf ihr Recht auf „Entwicklung“, formuliert als Recht auf „Aufschluss“, pochen. Die wohlhabenden Industrie- und Hauptinvestitionsländer unternehmen ihrerseits kaum Anstrengungen ihre „*environmental impacts*“ zu reduzieren. Dabei liegen weltweit nur sehr wenige Weltregionen unter der/ihrer Tragbarkeitsgrenze; insbesondere „westliche“ Länder sind weit davon entfernt.² Daraus leitet sich die Tatsache ab, dass ein unausweichlicher und vielleicht erster Schritt, zumindest die Absenkung des gesamt-westlichen Niveaus wäre, denn eine globale Anhebung, ein sogenannter „Entwicklungsaufschluss“, auf das bestehende westliche Niveau, ist aus ökosystemischen Gründen schlichtweg verantwortungslos. Es bestehen darüber hinaus globale, sowie nationale/regionale Differenzen, die mit dem Vorsorgeprinzip unvereinbar sind. Denn, wie u. a. Marshall Sahlins (1972: 34f.) konstatiert: „Armut [im Sinne des implizierten Antriebs nicht mehr arm zu sein] ist nicht das Verhältnis zwischen Mensch und Natur, sondern ein Verhältnis zwischen Menschen“. Neuere Untersuchungen, zum Beispiel in China, zeigen, je wohlhabender Menschen sind, d.h. je weniger sie glauben, „etwas aufholen zu müssen“, desto wichtiger wird ihnen die Umwelt (Die Zeit Online 2014). Damit wird die „westliche Welt“ in die Pflicht genommen, ein diesbezügliches Zeichen zu setzen. Dem entsprechend hält Ulrich Brand (2014: 273) fest:

„Was wäre angesichts dessen ein Internationalismus auf der Höhe der Zeit? Zuvor-derst bestünde er offenbar in der sozialökologischen Transformation und veränderten Lebensweisen hierzulande [Anm.: bezogen auf Europa bzw. „den Westen“], um den Druck von den globalen Ressourcenströmen zu nehmen und um Glaubwürdigkeit zu gewinnen gegenüber den Menschen in anderen Weltregionen.“ (ibid.)

² Untersuchungen im Rahmen von „*ecological footprint*“-Analysen (vgl. z.B. Plattform Footprint 2013: 2) legen wiederholt dar, dass beispielsweise Österreich dreimal so viele „Globalhektar“ benötigt, als dem Land für eine ausgeglichene Zukunft zustünde.

Es geht um Glaubwürdigkeit und, damit verbunden, eine Vorbildrolle. Da „der Westen“ seit Jahrhunderten, oder zumindest seit dem Zerfall der großen sozialistischen „Gegenmodelle“, als globaler „*normativer Hauptgenerator*“, auf die wachstums- und konsumorientierten Strukturen – in die wir dieser Tage allesamt eingebettet sind – pocht, kommt ihm folgerichtig die „*Haupt-Verantwortung*“ zu. Er muss alternative Signale von „Wohlstand“, bzw. die dazu nach außen getragenen (materiellen) Standards, die laut Meinung der Mehrheit als erstrebenswert gelten, aussenden. Angesichts der Unsicherheiten und der Komplexität und Dynamik gesellschaftlichen Wandels wäre es jedoch fatal,

„[...] nur einen besten Weg zur Nachhaltigkeit zu deklarieren. Stattdessen erscheint es angemessener, auf der Basis einer sorgfältigen Analyse nicht-nachhaltiger Entwicklungen eine Vielzahl von Wegen zur Nachhaltigkeit zuzulassen; nicht zuletzt auch deshalb, um die Dominanz westlicher/nördlicher Nachhaltigkeitsmodelle gegenüber Alternativen aus dem Süden zu unterminieren.“ (Littig/Grießler 2004: 74)

Schlussendlich fällt die Verantwortung wieder zurück auf die horizontale Achse „Politik-Zivilgesellschaft“. KonsumentInnen müssen, ja können, die Verantwortung *nicht alleine* tragen, da sie aufgrund der strukturellen Komplexität des wirtschaftlichen Weltsystems nicht zwangsläufig automatisch eine integrativ nachhaltige Orientierung besitzen bzw. ausmachen können (vgl. z.B. Grunwald 2010). Ein regulatives Konzept von nachhaltiger Entwicklung benötigt strategische Weichenstellungen. Diese Tatsache muss einer Ermächtigung der zukünftigen Prozesse kollektiver Wert-Definitionen bzw. neuer Niveau-Bildung nicht widersprechen. Vorsicht ist dennoch geboten, denn an die Eigenverantwortung jedes und jeder Einzelnen muss die Politik gleichermaßen appellieren; aus eigener Kraft, sozusagen „*bottom up*“, wird der Weltgemeinschaft keine grundlegende Umorientierung gelingen. Insofern von Nachhaltigkeit als kollektiver Prozess auszugehen ist, sind, neben größeren übergeordneten Visionen und gesellschaftlichen Narrativen, daran anschließende und darauf aufbauende, konkrete/pragmatische Handlungsperspektiven notwendig.

„Ein *attraktiver Horizont für die Orientierung alltäglichen Handelns* ist zentral für gesellschafts-politische Perspektiven wie die einer revolutionären Realpolitik, eines radikalen Reformismus oder eben einer doppelten Transformation, [...] hier schreibt sich ein kritisches Verständnis sozialökologischer Transformation ein.“ (Brand 2014: 274)

Das führt uns endgültig weiter von der Frage nach dem „*Wie*“, zu der nach dem „*Wer*“. Wer beleuchtet in der Position eines Vorbildes einen solchen „attraktiven Horizont“? In jeder und jedem von uns liegt ein Stück zur Lösung der Verantwortungsproblematik. Die ersten Konzepte zu alternativen Handlungsanweisungen bereiten „*PionierInnen des Wandels*“ auf (vgl. z.B. WBGU 2011). Sie helfen uns eventuell bei der Orientierung unseres täglichen Handelns, indem sie uns durch ihre Praxis verdeutlichen, dass uns die Überzeugung verbinden könnte, dass ein Tätigsein möglich ist, welches einen selbst und auch nachhaltig andere erfüllt (Habermann 2011: 23). Jenem Tätigsein, sei kommendes Kapitel gewidmet.

4.4. PionierInnen des Wandels – ein Wertesystem im Umbruch?

Das Thema der Verantwortung bildet eine ideale Überleitung zum nächsten Schritt, nämlich zu fragen, *wer* konkret schon Teil eines – bereits erkennbaren – Umbruchs ist. Zunächst soll skizziert werden, was solche Personen und sozialen Gefüge ausmacht: Erstere wissen mit der allgemeinen Komplexität umzugehen, indem sie sich eingestehen, dass sie nie über genügend Wissen verfügen, um mit Sicherheit die Auswirkungen gegenwärtiger Praktiken auf die Zu-

kunft vorauszusagen. Fehler dürfen – oder müssen sogar – gemacht werden (Winiwarter/Bork 2014). Der besondere Wert dieser PionierInnen für die Entwicklung hin zu einer nachhaltigen Gesellschaft, liegt in ihren „[...] vielen konkreten Projekten und Experimenten, [...] [den] mehr oder weniger erfolgreichen ‚Nischen‘, in denen andere Produktions- und Lebensweisen bereits ausprobiert werden [...]“ (Brand 2014: 274). In diesen Projekten und Nischen kann gelernt, können Fehler gemacht, können aber auch positive Erfahrungen gesammelt werden. Manche dieser AkteurInnen sind mehr, andere weniger von politischer Unterstützung abhängig, um die neuen Ansätze dauerhaft praktizieren zu können (ibid.). Lena Kirschenmann (2014: 102) sieht in diesen neuen und alternativen Wegen des Wirtschaftens, ein Ausbreiten von „Experimentierfelder[n] für eine neue Ökonomie“. Sie stellt jedoch fest, dass solche Projekte und Initiativen von staatlicher Seite nur bedingt gefördert werden, und ihnen stattdessen oft Steine in den Weg gelegt werden. Ungeachtet dessen, auch wenn – oder gerade weil – die politischen EntscheidungsträgerInnen, durch Verstrickungen in Ökonomie und Macht, zu sektorialem Missbrauch neigen und die gleichzeitig stattfindende ständige „Verantwortungsabschieberei“ keinen Wandel bringen kann, treten vermehrt politisierte Teile der Gesellschaft, die als zivilgesellschaftliche AkteurInnen entscheidenden Anteil als Bindeglieder/VermittlerInnen/DruckmacherInnen zur bzw. auf die politischen Rahmgebung haben können, in Erscheinung.

Grundsätzlich versuchen die, heute meist weithin als „degrowth“-Bewegungen bekannten Bündnisse (vgl. z.B. Post Growth 2014), auf Allianzen quer durch alle zivilgesellschaftlichen Bereiche zu setzen, um an der Basis etwas zu verändern. Denn sie wissen, dass rein politisch initiierte Veränderungsprozesse in der Praxis – wenn überhaupt – nur halb so weit reichen und sie mittlerweile viel mehr, als ein rein ökonomischer Aktionismus sind. So sprechen Demaria et al. (2013) in den letzten Jahren von einem Wandel „[f]rom an Activist Slogan to a Social Movement“. Miteinher gingen verstärkt Anknüpfungen an verschiedene Wissenschaftsbereiche (vgl. z.B. Research & Degrowth 2014). Nationale und internationale Kongresse des Ideen- bzw. Wissensaustausches wie beispielsweise die *degrowth*-Konferenz in Leipzig im September 2014 (vgl. z.B. Degrowth Konferenz Leipzig 2014) erfahren ein massiv steigendes Interesse. JedeR Einzelne von diesen gegenwärtigen „unkonventionellen“ Tendenzen der *degrowth*-Bewegung wäre eine eigene Bearbeitung/Arbeit wert. Hier wird in aller Kürze auf die sogenannten „FoodCoops“ und die „Solidarische Landwirtschaft“ beispielhaft eingegangen.

„FoodCoops“, sprich „Lebensmittelkooperativen“, sind laut Homepage der FoodCoops-Österreich (FoodCoop-Österreich 2014), Zusammenschlüsse „[...] von Personen und Haushalten, die selbstorganisiert biologische Produkte direkt von lokalen Bauernhöfen, Gärtnereien, Imkereien etc. beziehen“ (ibid.). Der Handel, d.h. somit zu einem gewissen Grad auch die marktorientierte Distribution des herkömmlichen Nahrungsmittelsektors, wird dabei möglichst umgangen. Kleine Lager-FoodCoops mit rund 50 Mitgliedern, Bestell-FoodCoops, die keine Lager benötigen, ebenso wie große Verbände mit Angestellten (welche vor allem in den USA anzutreffen sind) sind mögliche Varianten. In Österreich existieren dem entsprechend verschiedenste kooperative und juristisch festgeschriebene Organisationsformen. Die meisten haben sich in kleinen eingetragenen Vereinen organisiert, andere beziehen ihre Waren informell bzw. online, über Bestellsysteme. Den Mitgliedern geht es meist um mehr, als nur darum, gesunde biologische Lebensmittel beziehen zu können: „FoodCoops sind ein Ausdruck der Kritik am gängigen Lebensmittel- und Agrarsystem, das sehr stark von Supermärkten und Agrarindustrie dominiert ist und von industrieller Landwirtschaft, langen Transportwegen und Ungleichheiten geprägt ist“ (ibid.). Funktionieren kann solch eine Versorgung jedoch nur unter aktiver Beteiligung der Mitglieder. Dazu gehören, neben der mitunter zeitintensiven Mitarbeit bei der Recherche und Suche nach geeigneten LieferantInnen – die Lebensmittel müssen den Ansprüchen genügen und saisonal, regional sowie ökologisch nachhaltig und sozial gerecht produziert sein –, sowohl die Organisation der Logistik- und Ladenarbeit, als auch das dadurch gesicherte Recht auf umfassende Mitbestimmung. „Gemeinsame Entscheidungen

werden basisdemokratisch getroffen“ (ibid.). Eine weitere offerierte Alternative stellt gezielt die Aufhebung der „[...] Anonymität zwischen Produzent*innen und Konsument*innen“ (ibid.) dar.

Noch engere Bindungen in diesem Kontext werden beim und durch das Konzept der „solidarischen Landwirtschaft“ (Community supported Agriculture, abgekürzt CSA) geschlossen. Die in den 1960er-Jahren entstandene Grundidee dabei ist, dass ein Hof sein soziales Umfeld bzw. eine Gruppe von Menschen Ernte für Ernte mit Lebensmitteln versorgt, während diese umgekehrt für den Hof die, zu seiner Bewirtschaftung nötigen, finanziellen Mittel bereitstellt. Die englischsprachige Abkürzung CSA verweist auf die gemeinschaftliche Unterstützung, da beide Seiten in einer langfristigen, wechselseitigen Verantwortung stehen. Insbesondere geht es „[...] darum, einen weitestgehend geschlossenen Wirtschaftskreislauf aufzubauen, der über den landwirtschaftlichen Betrieb hinaus die Verbraucher seiner Produkte mit einbezieht“ (Elsen/Kraiß 2012: 59). Alle in Deutschland existierenden CSA-Höfe wirtschaften ökologisch und (für ihre Mitglieder) ökonomisch transparent (ibid.).

CSA-Höfe sollen Vorteile für alle Beteiligten bringen. Die sich entwickelnden Ansätze sind von Gemeinschaft zu Gemeinschaft sehr verschieden. Die wesentlichen Aspekte solidarischer Landwirtschaft sehen Elsen und Kraiß (2012) in folgenden drei Punkten: (1) CSA bedeutet „Landwirtschaft in Freiheit“. Durch die Vorfinanzierung wird die gesamte Ernte geteilt und muss nicht mehr verkauft werden, was in der Konsequenz das Geld von den Produkten entkoppelt. Da kein Zwang mehr vorliegt, die erzeugten Waren abzusetzen, kann der eigentliche Produktionsprozess wesentlich „zwangsfreier“ gestaltet werden. (2) Die Beiträge der Mitglieder werden nach Selbsteinschätzung festgelegt, wobei die Bauern und Bäuerinnen ihrerseits den erforderlichen Betrag für ihre Arbeit nennen. Richtsätze dienen hierbei zur Orientierung, jedoch wird immer die persönliche sozioökonomische Situation berücksichtigt, sodass niemand aus finanziellen Gründen ausgeschlossen ist. Die Produkte werden (3) über lokale Depots und weiter über Zusammenschlüsse von vier bis fünf Haushalten gemeinschaftlich verteilt. „Diese Art der Verteilung an kleinere lokale Gruppen hat sich [beispielsweise] auf dem Buschberghof bewährt, da sich dadurch intensivere Beziehungen entwickelt haben und gleichzeitig eine gewisse soziale Kontrolle gewährleistet ist“ (ibid.: 61). Hofrundgänge und gemeinsame Feiern, z.B. zu Erntedank, und vor allem die ständige enge Verbindung zum Hof lassen Bewusstsein und Verantwortung für die Zusammenhänge sowie für das eigene Handeln aufkommen. Diese Alternative zur gegenwärtigen landwirtschaftlichen Entwicklungstendenz zielt darüber hinaus, sowohl auf die Herstellung qualitativ hochwertiger Nahrungsmittel, als auch auf den Schutz und die Erhaltung eines nachhaltigen „Naturkreislaufes“ ab. Die CSA bietet also den VerbraucherInnen eine (neue) Verbindung zum Land. Zugänglichkeit und Erfahrbarkeit sind wichtig, ohne dabei den selbstständigen LandwirtInnen ihre fachliche Kompetenz streitig zu machen. Im Kontext des zuvor diskutierten Wertewandels soll und wird durch diese Form der direkten Verbindung (Stichwort: soziale Bindungen und Empathiepotenzial) „[...] das Bewusstsein für den Schutz natürlicher Ressourcen wie Boden und Grundwasser sowie einen verantwortungsvollen Umgang mit Menschen, Tieren und Pflanzen unmittelbar [...]“ (ibid.: 61) gefördert. Auch die LandwirtInnen übernehmen damit konkrete Verantwortung für Menschen und deren Lebensgrundlage – vor Ort und für folgende Generationen.

In Österreich ist die Anzahl von CSA-Betrieben innerhalb von zwei Jahren (von 2011 bis zum Sommer 2013), von einem auf zehn gestiegen (Ernährungssouveränität in Österreich 2014). Abseits von FoodCoops und solidarischer Landwirtschaft existieren noch viele andere Formen, solch grundlegender soziokultureller Beiträge zu anderen Lebens- und Wirtschaftsweisen (z.B. Up-Cycling-Initiativen, lokale Tauschkreise, Cloth-Sharing u.v.m.). Nachhaltige Entwicklung als ausgeglichene Mensch-Natur-Interaktion benötigt dynamische soziokulturelle Muster auf breiter Basis. So drängt sich in einem weiteren Schritt die Frage auf: Zeichnen sich heute bereits allgemeine Wandlungen oder Änderungen dieser Muster, bezogen auf die

Gesamtbevölkerung, ab? Zur Beantwortung dieser komplexen Fragestellung soll exemplarisch das Resümee der Meinungsumfrage des österreichischen Umwelt-Bundesamtes (Bednar-Friedl et al. 2009: 43) herangezogen werden. Diese kam unter anderem zum Ergebnis, dass

„[...] Menschen in Österreich keineswegs apathische Haltungen zur Natur an den Tag legen, sondern nach mehr Selbstbestimmung und Mitsprache verlangen. Größere Verantwortung und Entscheidungskraft sollen laut Meinung der Befragten fachkundige Gruppen (Förster, Jäger, Landwirte und Naturschützer) erhalten, denn ihnen wird auch am meisten Vertrauen entgegengebracht. Die Sprache der PolitikerInnen und WissenschaftlerInnen sollte sich an jener der BürgerInnen orientieren, um die Kommunikation und das Interesse der Bevölkerung an Themen des Natur- und Artenschutzes zu gewährleisten. Positiv zu vermerken ist, dass deutlich mehr Befragte sich der Gruppe der Mutualisten [Anm.: VerfechterInnen einer Symbiose-Vorstellung von Natur] zuwenden und den Umweltschutz als wichtig erachten. Generell konnte eine positive Einstellung zur Natur beobachtet werden [...]“ (ibid.: 43)

Die Frage, ob die Beiträge der PionierInnen als Impulse ausreichen, d.h. den nötigen Anstoß geben, um eine friedliche Große Kultur-Transformation in Gang zu setzen, bleibt offen. Klar ist jedoch: Dazu müssen alle – die einen früher, die anderen später – in irgendeiner Art und Weise PionierInnen des Wandels sein bzw. werden.

5. Die Landwirtschaft in der *Great Transformation*

Deutlich zu erkennen ist, dass die meisten der angesprochenen Beispiele bzw. „Beiträge“ mit Landwirtschaft bzw. Nahrungsmittelsouveränität und -sicherheit zu tun haben. Dass das kein Zufall ist, soll in diesem Kapitel erläutert werden.

5.1. Ökologische bzw. biophysikalische Bedeutung

Auch wenn in europäischen und in anderen Dienstleistungsgesellschaften die Zahl der in der Landwirtschaft tätigen Menschen verhältnismäßig klein ist, so ist deren sozialökologische Bedeutung für die Mensch-Umwelt-Beziehung nicht minder elementar, als dies in primarisierten, weniger arbeitsteilenden Weltregionen der Fall ist. Die nun folgenden Überlegungen zur Landwirtschaft beziehen sich auf Erstere.

Aus theoretischer Perspektive lässt sich die Agrarökonomie als entscheidende Schnittstelle materieller Interaktion erkennen (siehe Abb. 10). Diese Feststellung lässt sich auch quantitativ stützen; so fällt global fast ein Drittel des Stoffwechsels auf Biomasse. In Österreich ist dieser Anteil am materiellen Umsatz sogar etwas höher (Erb/Krausmann 2014b: 28). Im umweltsystematischen Kontext ist der flächenhafte menschliche Eingriff hauptsächlich der Landwirtschaft zuzurechnen. Die „Kolonisierung“ des menschlichen Wohn- und Lebensraums (siehe Kapitel 2.2) ist besonders in strukturell agrarisch-dominierten Gebieten konstant hoch (siehe Abb. 4). Der „konventionell“-industriell geprägte Landbau in Österreich setzt überdies aktiv maßgeblich große Mengen nicht-biogener Stoffe in seiner Umwelt um (z.B. Dünger, fossile Energieträger, Produktionsmittel), aber auch weniger quantitativ, sondern qualitativ bedeutsame Stoffe wie zum Beispiel Pflanzenschutzmittel. Der Diskurs um die klassisch ökologisch (ökosystemisch) nachhaltige Landnutzung lässt mehr und mehr die, als „konventionelle Landwirtschaft“ bezeichnete Art und Weise das Land zu bestellen, hinterfragen. Sind die hierbei angewandten Methoden wirklich als „konventionell“, also auf gesellschaftlichen Kon-

sens beruhend, anzusehen? – Auf alle Fälle ist das ein Diskussionspunkt, der eine soziale Dimension miteinbezieht und somit biophysikalische Fragen an solche des Einflusses der BäuerInnen mit bzw. durch ihr alltägliches Handeln, koppelt. Denn wie Bednar-Friedl et al. (2009: 43) bereits konstatierten, die österreichische Bevölkerung hat höchstes Vertrauen in die LandwirtInnen und möchte ihnen größere Verantwortung und Entscheidungskraft bei ihren sozioökonomischen und sozialökologischen „Praktiken zwischen den Sphären“ zukommen lassen.

5.2. Der Bauer und die Bäuerin im Prozess des sozialen Wandels zur Nachhaltigkeit

Aus der anfangs breit dargestellten sozialökologischen Notwendigkeit, dass sich „Praktiken zwischen den Sphären“ in Zukunft integrativ-nachhaltig entsprechen müssen, ist die mögliche soziale und gesellschaftliche Stellung der Landwirtschaft in einer Großen Transformation zu klären. In Folge werden die bisher allgemeinen theoretischen Überlegungen mit spezifischen Konzepten des Verhältnisses Gesellschaft-Landwirtschaft verknüpft. Zur Annäherung wird einleitend die derzeitige gesellschaftliche Integration (österreichischer) LandwirtInnen umrissen.

5.2.1. BäuerInnen/FarmerInnen als Teil des kapitalistischen Wirtschaftsstils

Anthropologische Studien im Rahmen der „Peasant Studies“ liefern seit Jahrzehnten Erkenntnisse über „Bauern“/„Bäuerinnen“ („*peasants*“) und „FarmerInnen“. Laut Eric Wolf (1966: 2f.) sind „*peasants*“ weder „*primitives*“ noch „*farmers*“. „*Peasants*“ ordnen sich zwar politisch-ökonomischen Kräften, wie Nationalstaaten und kapitalistischen Märkten, unter, richten sie ihre Produktion aber vorrangig am Nahrungskonsum der eigenen Familie aus. „*Farmers*“ hingegen fokussieren mit „unternehmerischem Engagement auf Faktor- und Produktmärkte“ (Langthaler 2012: 277; vgl. auch Wolf 1966). Sie haben als gesellschaftliche Teilgruppe seit Mitte des 20. Jahrhunderts den wahrscheinlich umfassendsten sozialen Transformationsprozess durchlaufen. Der Agrarstrukturwandel vollzog sich gegengleich, d.h. die Produktion stieg, der Anteil der Beschäftigten sank rapide, und dieser war und ist weiterhin von (Kapital-)Intensivierung, (Produkt-)Spezialisierung und (Flächen-)Konzentration geprägt. In der ökonomischen Anthropologie wird dieser Prozess als Wandel vom „Bauern zum Farmer“ bezeichnet. Manche AutorInnen sprechen hierbei auch von „Entbäuerlichung“ („*de-peasantization*“), vor allem aber, im Hinblick auf die derzeitigen Anzeichen, von *Wieder-Verbäuerlichung* („*re-peasantization*“) in der Globalisierungsära (Ploeg 2010; Langthaler 2012: 277). Denn, im Zuge der Landflucht verschwand, oder besser gesagt, transformierte sich die bäuerliche Mehrheit durch eine Proletarisierung der landbesitzenden Familien (Bernstein 2010: 104ff.). „Die verbleibende Minderheit verschwand durch die Akkumulation von Land und Kapital; aus ihr wurden kommerzielle Agrarunternehmer [...]“ (Langthaler 2012: 277). Dieses Narrativ der Verwandlung von „*peasants*“ in „*farmers*“ dominiert bis heute die modernisierungstheoretisch erzählte Gesellschaftsgeschichte, welche von den neuen „Bauern“ bzw. „Bäuerinnen“ (tatsächlich FarmerInnen) als einer „besondere[n] Kategorie von Arbeitern im öffentlichen Dienst“ (Wehler 2008: 171) spricht. Zumindest in Österreich lässt sich die strukturfunktionalistische Sicht eines derartigen „Agrarstrukturwandels“ allerdings bezweifeln, da empirisch-statistische Daten dies nicht belegen. Möglicherweise ist das auf den großen Anteil grünlandbewirtschaftender Betriebe, die grundsätzlich kleinstrukturierter sind, zurückzuführen.

Neuerdings wird, im Rahmen einer historisch-anthropologischen Handlungstheorie, kritisiert, dass „[...] die agency der bäuerlichen Akteure gegenüber den politisch-ökonomischen Triebkräften unterbelichtet bleibt oder gänzlich ignoriert wird; diese seien ,mehr Objekte und we-

niger Subjekte der Agrarmodernisierung‘ gewesen“ (Langthaler 2012: 277). Ein Denken und Handeln, entsprechend dem Schema „Wachsen oder Weichen“, kann nicht automatisch vorausgesetzt werden, wenngleich eine gewisse An- und Einbindung des Primärsektors in kapitalistische Märkte mit zwanghaftem Charakter klar und unbestreitbar ist und sich „farmers“ mehr denn je entlang dieser Strukturen bewegen. Beforscht und betrachtet man/frau den „Agrarstrukturwandel als Praxis“ (ibid.: 279), wird deutlich, dass in (fast) jedem/jeder österreichischem/österreichischen LandwirtIn auch ein Stück Bäuerin bzw. Bauer steckt. Immerhin konnten in den letzten Jahrzehnten überdurchschnittlich viele kleine und mittlere (Familien-) Betriebe ihr Überleben organisieren.

Der „zwanghafte Charakter“ im durchkapitalisierten Produktionssystem, der vom Mainstream des agronomischen Modells der Agrarwissenschaften konstatiert wird, versucht die „konkreten Spielarten ländlichen Wirtschaftens“ (ibid.: 280) zu vereinheitlichen. Scheinbar objektive Gesetzmäßigkeiten lassen dabei Betriebsführungen als „optimal“ („rational“, „fortschrittlich“, „modern“ u. ä.), oder, wenn anders, als „irrational“ („rückständig“, „traditional“, „suboptimal“, etc.) erscheinen. Nach 1945 mussten die bäuerlichen Klein- und Mittelbetriebe, die zu jener Zeit den Großteil der LandwirtInnen in absoluten Zahlen stellten, und im Grunde die gleichen Primärgüter produzierten, wie die GroßlandwirtInnen, aufgrund ihres mangelnden Einflusses auf die Preisgestaltung, ihren technischen „Fortschritt“, in diesem Sinne „optimierend“, auf wenige Bereiche ihres Wirtschaftens fokussieren. Eine umfassende Spezialisierung bäuerlicher Betriebe war die Folge. Langthaler (2012: 277) fasst Cochranes (1957; 1993) Theorie der „landwirtschaftlichen Tretmühle“ wie folgt zusammen:

„[...] die Extra-Gewinne technischer ‚Vorreiter‘ (early-bird farmers) veranlassen die breite Masse (average farmers), den über Faktormärkte vermittelten Stand der Technik zu übernehmen; das wiederum stärker als die Nachfrage gestiegene Angebot drückt umso mehr auf die Agrarpreise; vor allem ‚Nachzügler‘ (laggard farmers) sind nun gezwungen, ihre Betriebe technisch nachzurüsten, oder werden von ihren Berufskollegen ‚aufgefressen‘, müssen wachsen oder weichen. Um im Bild zu bleiben: Wie ein Hamster im Laufrad, der trotz aller Mühe nicht von der Stelle kommt, versuchen die Betriebsbesitzer/-innen in der ‚landwirtschaftlichen Tretmühle‘ vergeblich, ihre Gewinne durch ‚technischen Fortschritt‘ zu steigern.“

In dieser Logik heißt rationales und entwicklungsfähiges Wirtschaften, dass (1) Betriebe für ein adäquates monetäres Einkommen ihren Arbeitseinsatz minimieren und ihren Kapitaleinsatz maximieren, oder (2) es „vernünftig“ ist, durch Berufswechsel oder Pensionierung aus der Landbewirtschaftung auszusteigen. „Business as usual“ kommt als „irrational“ nicht in Frage.

Der über die Jahrzehnte steigende Druck am Absatzmarkt ließ und lässt viele Bauern und Bäuerinnen solche Vorstellungen des Agrarstrukturwandels als zu akzeptierendes „Naturgesetz“ begreifen. Damit erhalten all jene eine gewisse Sicherheit im bestehenden kapitalistischen System bzw. werden in ihrem Handeln bestärkt, die sich besonders umfassend diesen Strukturänderungen anpassten bzw. anpassen mussten (das sind in Österreich vor allem die Ackerbauern und -bäuerinnen) und denen es auf diese Weise gelang, bis heute erfolgreich zu „bestehen“. Ihr Stil auf dem Weg vom Bauern/der Bäuerin zum Farmer/zur Farmerin erfuhr und erfährt in Vergangenheit wie Gegenwart „konventionelle“ (hier als Mainstream-Zeitgeist verstandene) Akzeptanz. Jene scheinbar positiven kulturell-gesellschaftlichen Konnotationen von Rationalität, Fortschrittlichkeit, Modernität und Optimierung, gepaart mit der individualistischen Naturauffassung zeigen einerseits deutlich, dass die Verantwortung im Agrarbereich keineswegs alleine bei den landwirtschaftlichen BestellerInnen liegen kann, sind diese doch in bedeutendem Ausmaß Ergebnis ihrer strukturellen Einbindung (Bourdieu 1987: 277-354). Andererseits darf nicht übersehen werden, dass eine gewisse *agency* vorhanden und

daher immer auch eine „Vielfalt landwirtschaftlicher Rationalitäten“ (Langthaler 2012: 281) zu beobachten ist.

5.2.2. BäuerInnen als „hemmendes Element“ oder als zentrale MitgestalterInnen im Wandel zur *nachhaltigen Entwicklung*?

Van der Ploeg (vgl. z.B. 2003; 2008; 2010; 2012; 2014) wird diesen Annahmen von *Praxisorientierung, Einbettung und Mehrdimensionalität* agroökonomischen Handelns mit seinen Überlegungen gerecht. Sein Konzept der „*farming styles*“ lenkt den Fokus der Betrachtung von den Strukturen auf die konkrete Praxis der agrarwirtschaftenden AkteurInnen. Das Wirtschaften gilt als „strukturierte und strukturierende Praxis“ (Bourdieu 1976). „Ein Landwirtschaftsstil lässt sich begreifen als eine [dynamische, nicht statische] Ordnungsweise eines betrieblichen Agrarsystems, als Verknüpfung unterschiedlicher, auch widersprüchlicher Elemente zu einem stimmigen Zusammenhang – kurz, als Versuch, alles unter einen Hut zu bringen“ (Langthaler 2012: 282). Im „sozio-technischen Netzwerk“ von Van der Ploeg (2003) sollen Natur und Technik, Betrieb und Familie, ebenso wie Acker und Vieh aufeinander abgestimmt, zwischen Gebrauchs- und Tauschwertproduktion ausbalanciert und agrarische mit nicht agrarischen Tätigkeiten kombiniert werden. Nach mehreren Logiken wird Tag für Tag austariert, kombiniert oder arrangiert (Langthaler 2012: 282), was insgesamt stimmige, also in sich schlüssige Landwirtschaftsstile ergibt. Van der Ploegs Netzwerk besteht aus drei „*Ebenen der Stilbildung*“, die allerdings in der Praxis nicht voneinander getrennt sind: (1) dem symbolischen Raum als Feld der Aneignung individueller und kollektiver Denk- und Handlungsorientierungen, die – zumindest teilweise – im Habitus einverleibt werden. Die AkteurInnen nehmen hierbei als Subjekte von Agrardiskursen eine bestimmte Position ein. Anders ist das (2) im sozialen Raum, einem Feld der Verhandlung der angeeigneten Orientierungen zwischen unterschiedlich mächtigen AkteurInnen. Die einzelnen Beteiligten können hier als „Knoten ländlicher Personennetze“ (Nooy 2003) angesehen werden. Die letzte Ebene schließlich, (3) bezieht sich auf den materiellen Raum als Feld, der von den verhandelten Orientierungen geleiteten Nutzung von Material- und Energieressourcen. Aneignung, Verhandlung und Nutzung stehen in einem wechselseitigen dynamischen Zusammenhang, wodurch sich die Form, die Art oder der „Stil“ agrarischen Wirtschaftens als „sozio-technisches Netzwerk“ über konkret materielle, soziale und abstrakt symbolisch-ideelle Dimensionen legt (siehe Abb. 13). Dieser Zugang eignet sich ganz besonders für sozioökologische Perspektiven und Analysen zur „Großen Transformation“, da nicht nur die Menschen und ihre sozialen (Macht-)Beziehungen in den Blick genommen werden, als diejenigen, die einen Landwirtschaftsstil prägen; sondern auch der Einfluss der Materialität der Dinge und die Symbolkraft der Ideen bzw. die Kraft von Utopien finden Beachtung (Langthaler 2012: 283). Insbesondere auf der symbolischen Ebene, d.h. bei der Aneignung von leitenden Wertemustern und der damit verbundenen Konstituierung individueller und kollektiver Denk- und Handlungsorientierungen, besteht für eine anzustrebende Große Transformation eine fruchtbare Überlappung. Über sie kann der Austausch zwischen konventionell wirtschaftenden marktorientierten LandwirtInnen (im bäuerlich-familiären Setting, wie es in Österreich fast überall noch anzutreffen ist) und beispielsweise alternativen sozialökologisch nachhaltigen Strategien erfolgen (siehe rechtes und mittleres Agrarsystem in Abb. 13). Daran angelehnt, könnte weiter ein Weg beschrieben werden, über den sich, ausgehend von der materiellen Gemeinsamkeit mit durchkapitalisierten „Farmers“ (siehe linkes Agrarsystem in Abb. 13), die konventionell wirtschaftenden marktorientierten Agrarsysteme (siehe rechtes Agrarsystem in Abb. 13), über den Diskurs mit anderen, hin zu sozial-verbundenen/solidarischen und grundsätzlich zwangsfreieren Umgangsformen mit (Agrar-)Ökosystemen transformieren.

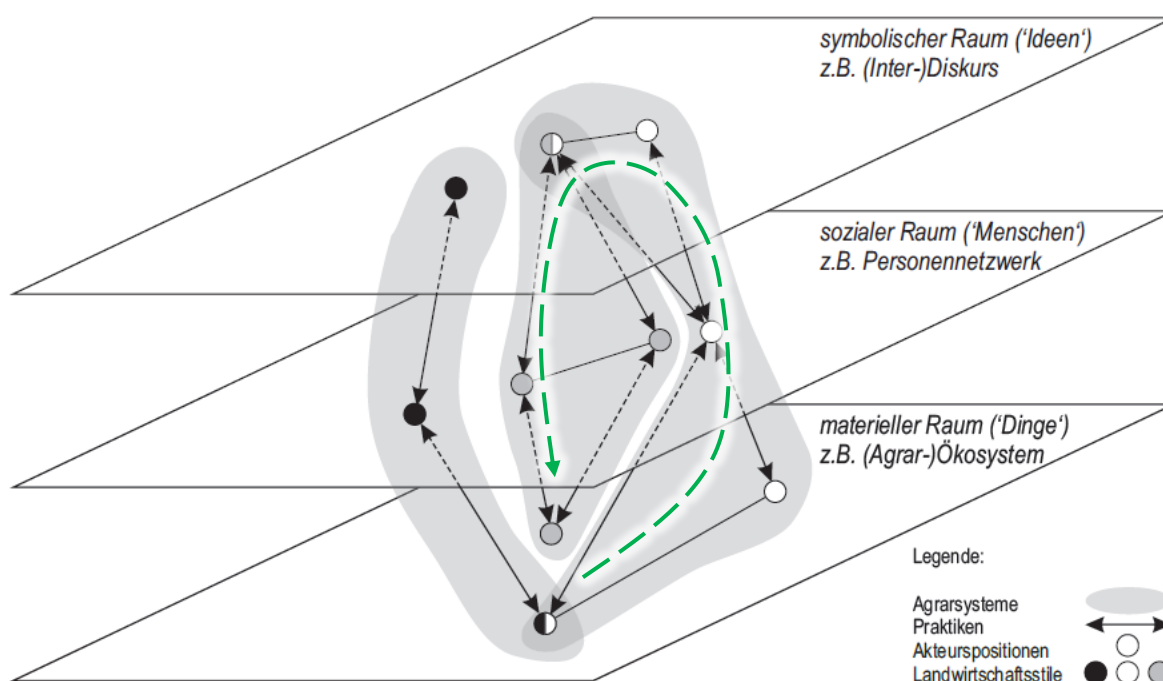


Abbildung 13: Beispiele von Landwirtschaftsstilen und Verlauf eines integrativ nachhaltigen Wandel von Agrarsystemen [bearbeitet] (Quelle: Langthaler 2012)

Die bisherigen Ausführungen scheinen vielen LandwirtInnen allerdings eine diesbezüglich hemmende Rolle zuzuschreiben, denn in ihrem „zeitgeistlichen“ Handeln fühlen sie sich anerkannt bzw. bestätigt und, wenn auch nicht ganz sicher, dann zumindest doch auf der sichereren Seite. Tatsächlich aber zeigen auch „FarmerInnen“ in ihren Praktiken, dass sie vom „Königsweg“ abweichen (können) und sich auch von ihrer Seite her ebenfalls „Laboratorien“ (Langthaler 2012: 287ff.) nachhaltiger Entwicklung aufbauen (können).

Die bleibende Sicherheit auch in Zukunft ist die, dass Nahrung und somit deren Produktion auch in Zukunft, d.h. für alle Zeit, unabhängig von der Art und Weise gesellschaftlicher Organisation, wesentlich für Gesellschaft ist. So ist es naheliegend, der sozialen Rolle jener, die Nahrung herzustellen wissen, nachhaltig mehr Wert zu geben, bzw. diese in Wert zu setzen. Diese neue Inwertsetzung erfordert, neben neuartigen „*early-bird farmers*“, auch Partnerschaften mit anderen PionierInnen aus der Zivilgesellschaft. Bezug nehmend auf FoodCoops und die Solidarischen Landwirtschaft wurden in Kapitel 4.4 mögliche Bündnisse der Landwirtschaft-Zivilgesellschaft-Interaktion aufgezeigt. Margit Mayr-Lamm, eine Biobäuerin aus Allhaming (OÖ) bringt die Vorteile ihrer Solidarischen Landwirtschaft in diesem Sinne auf den Punkt:

„In der Zukunft werden engere Bündnisse zwischen BäuerInnen und KonsumentInnen von immer größerer Bedeutung. Für die Bäuerinnen/Bauern bedeutet es mehr Sicherheit für ihre Höfe, eine Gruppe von KonsumentInnen zu wissen, die hinter ihren Höfen steht. Für die Seite der KonsumentInnen bedeutet es eine hohe Transparenz, die Bäuerinnen/Bauern persönlich zu kennen, von denen sie ihre Lebensmittel beziehen“ (Ernährungssouveränität in Österreich 2014).

Bäuerliche wie auch andere zivile VorreiterInnen, bilden für sich bisher nur zarte Ansätze eines sozialökologischen Gesellschaftswandels. Bauern und BäuerInnen haben retrospektiv betrachtet, jedoch, wie kaum eine andere Bevölkerungsgruppe, Flexibilität bewiesen. Das führen uns die historisch-anthropologischen Perspektiven der „Peasant-Studies“ immer wie-

der vor Augen. Verena Winiwarter (2002: 111) verknüpft diese treffend mit dem umwelthistorischen Blickwinkel: „Eine nachhaltig(er)e Gesellschaft wird ihre Stoff- und Energieflüsse drastisch verringern müssen. Somit werden aber [...] die lokalen Parameter der agrarischen Produktion wieder an Bedeutung gewinnen, und die fossilenergetisch unterstützte Entdifferenzierung wird wieder abnehmen“. Selbst eine derart pragmatische (d.h. ökologische) Deutung erklärt das Bauerntum nicht für tot. Im Gegenteil: Lokales Wissen und Formen der wahrhaft lebenswichtigen „endosomatischen Kolonisierung“ bzw. Bewirtschaftung, haben ebenso, wie deren vielseitige Anpassungsfähigkeit und Verhaltensflexibilität, eine „Große Zukunft“. Folgende Aussage bringt es auf den Punkt:

*Bauernstand ist Ehrenstand,
erhält die Stadt, erhält das Land.
Er ist der Pionier der Zeit
und bleibt es bis in Ewigkeit.*

– alter Volksmund –

6. Conclusio und Ausblick

Dass eine Notwendigkeit besteht, unsere Beziehungen zur Umwelt neu zu gestalten, kann als unbestritten gelten. Die Verantwortung hin- und herzuschieben, bringt, langfristig-nachhaltig gesehen, niemanden auch nur das Allergeringste. Sich den Spiegel vorzuhalten, der uns an unsere gesamtgesellschaftliche Konstruktion erinnert, um unser Tun ständig neu auszuhandeln, ist wichtig. Jedoch inflationär von „Gesellschaft als in einer immanenten Krise“ zu sprechen, ist der falsche Weg. Vielmehr sollte der Wandel zu einer nachhaltigen Weltgemeinschaft als Chance für kollektive Prozesse – für die Beschreitung gemeinsamer Wege eines „guten Lebens“ – gesehen werden. Der Weg ist das Ziel; und viele Wege können (viele) Ziele sein. Solche Gedanken, in Verbindung mit Thompson et al.s „neuer Sicht auf Natur“ (1990), lassen eine Konzeptualisierung von Natur erscheinen, die einerseits strukturelle Sicherheit und andererseits Handlungsfreiheit und -spielraum bietet (siehe Abb. 14). Hierbei sind die vielen Möglichkeiten sozial-ökologischer Organisation, für die es unabdingbar Normen und Regeln braucht, eingebettet in ein als fragil akzeptiertes und dadurch *vorsorgendes* Verständnis unserer Welt (Winiwarter/Bork 2014: 161; bzw. Kapitel 4.2).

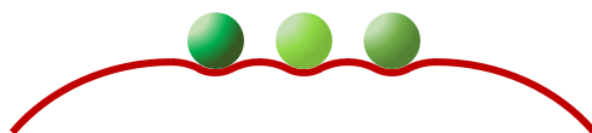


Abbildung 14: Die „neue Sicht auf Natur“ als fragile Welt mit der Möglichkeit auf sozialökologische Diversität unter regulativen Bedingungen [eigene Darstellung]

Systemische bzw. naturwissenschaftliche Annäherungen zur Beschreibung der Welt, können nie *das eine Bild* zeichnen. Überraschungen sind unausweichlich und unersetzlich für den individuellen und gesellschaftlichen Lernprozess. Historische Aufarbeitungen sind hierbei elementar. Entscheidend ist jedenfalls die Überwindung des gesellschaftlich inhärenten Glau-

bens, dass sich ein Wandel zu einer dauerhaften Mensch-Natur-Beziehung (zumindest seit dem fossilbasierendem Energiesystem) alleine durch Effizienzsteigerung vollziehen lasse. Verwirft man diese technokratischen Vorstellungen und begibt sich auf die Suche nach anderen (Entwicklungs-)Pfaden, kann sich eine soziokulturelle „Große Re-Transformation“, wie in Karl Polanyis Beobachtungen, als bereits in Gang gesetzte Realität herausstellen.

Unser Verhältnis zur Natur kann per se nicht perfektioniert werden, da sie als Ganzes – uns eingeschlossen – nicht einer einzigen Logik folgt. Darum kann uns ein Verständnis einer „*world of becoming*“ (vgl. z.B. Ingold 2000, 2011), einer Welt in ständiger Dynamik des Werdens, in der man und frau noch staunen darf, die nötige Kraft und Zuversicht für die Auseinandersetzung und Gestaltung einer unsicheren Zukunft geben. Fred Luks (2014) warnt jedoch eindringlich vor zu einfachen Lösungen, die im Zuge eines „Ökopopulismus“ eine vernünftige und langfristige Zukunftsgestaltung mehr gefährden als voranbringen. Zwar wissen wir niemals genug, um mit absoluter Sicherheit Entscheidungen für die Zukunft im Sinne von langfristiger, wenn nicht gar dauerhafter Nachhaltigkeit treffen zu können, jedoch die bestehenden relevant-komplexen Zusammenhänge durch „Meinungsterror“ übertünchen zu wollen, greift zu kurz. Eine panisch überhastete Reaktion auf den Schrecken der ökologischen Krise, mit einer gleichzeitig auf „Innovation fixierten Wachstumsorientierung“ (ibid.: 2), wird nachhaltig wenig bis gar nichts lösen. Vielmehr lähmt ein solches Vorgehen die Phantasie der Gesellschaft.

„Es geht um „Nachhaltigkeit“, also darum, dass alle Menschen heute und in Zukunft gut leben können sollen. Diese Zielsetzung erfordert, sich darüber Gedanken zu machen, wie soziale, wirtschaftliche und ökologische Zielsetzungen in einer endlichen Welt gut ausbalanciert werden können.“ (Luks 2014: 3)

Einfache Lösungen scheinen Antworten auf solch große Fragestellungen zu geben. Dabei ist „Nachhaltigkeit“ per se ein Bündel unverzichtbarer Leitbilder. Die damit verbundenen „großen Würfe“ erscheinen derzeit allzu oft als zwanghafte Revolution, die nicht kritisch genug hinterfragt wird. Die Geschichte zeigt, zu welch grauenvollen Katastrophen dies führen kann. Luks verortet ein „zu optimistisches Menschenbild“ als Grundlage dieser Konzepte. Umerziehungsmaßnahmen von Seiten, zumeist schlechte Laune verbreitender Weniger, sind kontraproduktiv. Andererseits

„[...] ist verdorbene Laune [zwar] ziemlich sicher ein Faktor zur Verhinderung der Verbreitung ‚nachhaltiger‘ Lebensstile (Transformation). Aber: Die LauneverderberInnen haben sehr oft Recht. Das macht die Sache kompliziert. Denn die Diagnose, dass ‚es‘ nicht ‚so‘ weitergehen kann – sie stimmt, wenn mit ‚es‘ die industrielle Wirtschaftsweise und mit ‚so‘ die heutige Ausformung dieser Wirtschafts- und Lebensweise gemeint ist.“ (Luks 2014: 5)

Notwendig sind eine Mischung und gute Mittel aus demokratischen Konstruktionen normativer Zwänge (*top-down* bzw. Politik) und kreativen VordenkerInnen der Graswurzelbewegungen, also PionierInnen, die, aus einer gewissen Resignation gegenüber den politischen Institutionen heraus, verstärkt die Tendenz verfolgen, „bei sich selbst anzufangen“ und tragfähige Inseln der Zukunftsfähigkeit zu errichten (Brand 2014). Entscheidend ist das *Prozesshafte, im Gegensatz zu Zwang und Revolution*. Schlussendlich ist das „Streben nach Nachhaltigkeit“ (Luks 2014: 5) ein Prozess, bei dem nicht alles ansatzweise „Unnachhaltige“ sofort über den Haufen geworfen werden muss. Das Ringen und Streiten um bitter notwendige Alternativen zur Wachstumswirtschaft kann gesamtgesellschaftlich nur langsam funktionieren. Harmonisierende Diskussionen, oder besser deren Gebote, bringen uns in diesem Prozess nicht voran, zumal es gerade bei der Frage des „Guten Lebens“ nicht *die* eine Wahrheit geben kann. „Kulturelle Diversität“, d.h. eine Gesellschaft, die die Möglichkeit bietet, eine Vielfalt an Lebensstilen zu *leben*, hat am wenigsten mit Zwang zu tun und ist somit zugleich der Schlüssel zu-

künftiger Komplexitäts- und Unsicherheitsbewältigung. Auf dem Weg bzw. während des Prozesses stellt sich ausblickend die Frage, welchen Spielraum die Politik und große zivilgesellschaftliche Organisationen, auf welche allzu gerne die allgemeine Verantwortung für Mensch-Umwelt-Fragen abgewälzt wird, überhaupt haben. Fällt doch das Maß an Flexibilität des Großteils der Gesellschaft, ihren Alltag umfassend neu auszurichten, gering aus. Zu hoffen bleibt, dass die Menschen in einer Veränderung ihrer „gesellschaftlichen Naturverhältnisse“, für sich Chancen auf ein gutes Leben sehen und sich in solch *einer liminalen Phase*, in der teilweise soziale Regeln außer Kraft gesetzt sind und die somit ungewöhnliches Verhalten zulässt, ein eigenständiges Gefühl des *gemeinsam Wollens* entwickelt. So – und nur so – ist eine zwangsfreie und notwendig friedliche Revolution möglich. Heute, sowie in der Vergangenheit, sind LandwirtInnen, oder besser gesagt Bauern und Bäuerinnen, als WandlungskünstlerInnen bekannt. Wie beinahe kein anderer Teil der Gesellschaft haben sie ihre gesellschaftliche Flexibilität mehr als einmal in der Geschichte bewiesen – warum sollten sie diese nicht auch in Richtung einer sozial-ökologisch nachhaltigen Zukunft einsetzen? Im Sinne einer vorausschauenden Selbstermächtigung, quasi als Vorab-Sicherung ihrer zukünftigen Rolle und Bedeutung in der Gesellschaft, sind es besonders die LandwirtInnen, die die Erfahrung und die Fähigkeit der Schaffung von Nahrung, als Basis unseres Seins, auf ihrer Seite haben. Als „PionierInnen des Wandels“ können sie im sensiblen Umgang mit der Mitwelt viele Möglichkeiten nutzen, ohne ihr Gefühl von Freiheit aufgeben zu müssen, um so auf diesen neuen zukünftigen Wegen, mit ihren ermutigenden Bildern der Mensch-„Natur“-Interaktion, erste Ziele für sich – und eine integrativ nachhaltige Welt – zu entwickeln.

Abschließend bleibt zu hoffen, dass den Sozialwissenschaften, und hier vor allem der Kultur- und Sozialanthropologie, für die kommenden Herausforderungen (wieder) mehr Raum und Kompetenz zugesprochen wird. Denn insbesondere ihre Betrachtungsweisen sind es, die unsere gemeinsamen Möglichkeiten, d.h. Handlungsspielräume zur Gestaltung unserer vielfältigsten sozialen Realitäten, unseres Alltags miteinander, unseres Seins als Menschen, unseres Leben, aufzeigen können. Damit wir uns darauf fokussieren können, genau diese *Freiheit in der Welt „besser zu machen“*.

„Wir Menschen machen Sachen besser als es sein muss. [...] In der Natur ist in Wahrheit nichts perfekt, aber eigentlich ist in der Natur nur alles so gut wie es sein muss. Und dann noch eine Reserve oben drauf. Die muss aber auch sein, weil sonst die erste Ausnahmesituation die gesamte Gattung hinwegrafft. Gattungen, die diese Reserve nicht haben gibt's auf Dauer sowieso nicht. Das was es in der belebten Natur so gibt ist in der Summe ihrer jeweiligen Eigenschaften erfolgreich, weil es gut genug ist, ... aber perfekt ist da gar nichts.

Es gibt auf einer Insel eine Papageienart, die kann nicht mehr fliegen, weil die auf einer Insel wohnen, wo es keine Raubtiere für Papageien gibt. – Und wenn's nicht sein muss, da verlernen sogar Vögel das Fliegen. So ist die Natur [sic!].

Wir Menschen haben die Möglichkeit – und das gelingt nicht immer – aber die Möglichkeit haben wir: Mit allem was wir tun mit der Welt und miteinander, haben wir die Möglichkeit Sachen besser zu machen, als es sein muss.

Das ist etwas zutiefst und einzigartig Menschliches. Das sollten wir nicht schwänzen.

– Gunkl –

Österreichischer Kabarettist
(2013: 1:05:08)

7. Quellenverzeichnis

- Bammé, Arno. 2004. Die Akteur-Netzwerk-Theorie. In: Klagenfurter Beitrag zur Interventionsforschung 3, pp. 63-107.
- Bednar-Friedl Birgit, Eberhard Katharina, Grünberger Sigrid und Ines Omann. 2009. Öffentliche Meinung zur Natur. Ergebnisse der österreichischen Fallstudie. In: Umweltbundesamt (eds.). Report-0239. Wien.
- Bernstein, Henry. 2010. Class Dynamics of Agrarian Change. Halifax NS.
- Bonaiuti, Mauro. 2014. The Great Transition. London/New York: Routledge.
- Bourdieu, Pierre. 1976. Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ders. 1987. Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Boyden, Stephen V. 1992. Biohistory. The Interplay Between Human Society and the Biosphere – Past and Present. Paris, Casterton Hall, Park Ridge, New Jersey: UNESCO and Parthenon Publishing Group.
- Brand, Ulrich. 2014. Transition und Transformation. Sozialökologische Perspektiven. In: Brie Michael (ed.). 2014. Futuring. Perspektiven der Transformation im Kapitalismus über ihn hinaus. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, pp. 242-280.
- Carneiro, Robert L. 1970. A Theory of the Origin of the State. Traditional Theories of State Origins Are Considered and Rejected in Favor of a New Ecological Hypothesis. In: Science 21 (169), pp. 733-738.
- Cochrane, Willard W. 1957. Farm Prices: Myth and Reality. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Ders. 1993. The Development of American Agriculture. A Historical Analysis. Minneapolis/London: University of Minnesota Press.
- Crutzen, Paul J. und Will Steffen. 2003. How Long Have We Been in the Anthropocene Era? In: Climatic Change 61 (3), pp. 251 - 257.
- Demaria, Federico, Schneider Francois, Sekulova Filka. and Joan Martinez-Alier. 2013. What is Degrowth? From an Activist Slogan to a Social Movement. In: Environmental Values 22, pp. 191-215.
- Descola, Philippe und Pálsson Gísli. 1996. Nature and Society. Anthropological Perspectives. New York Routledge.
- Deutsche Gesellschaft für Humanökologie 1997. Humanökologie in Praxis und Theorie. Ein persönlicher Rück- und Ausblick. In: GAIA 6 (2), pp. 146-152.
- Edelmann, Marc. 2011. Rezension. The New Peasantries. Struggles for Autonomy and Sustainability in an Era of Empire and Globalization. In: Human Ecology 39 (1), pp. 111-113.
- Elsen, Thomas van und Katharina Kraiß. 2012. Solidarische Landwirtschaft. Community Supported Agriculture (CSA) in Deutschland. In: Der kritische Agrarbericht, pp. 59-64.
- Erb, Karlheinz, Fridolin Krausmann, Veronika Gaube, Simone Gingrich, Alberte Bondeau, Marina Fischer-Kowalski, and Helmut Haberl. 2009. Analyzing the Global Human Appropriation of Net Primary Production. Processes, Trajectories, Implications. An Introduction. In: Ecological Economics 69, pp. 250-259.
- Erb, Karlheinz und Fridolin Krausmann. 2014a. Gesellschaftliche Kolonisierung natürlicher Systeme. In: Vorlesungsunterlagen. Soziale Ökologie und Nachhaltige Entwicklung. WS2014/2015. Institut für Soziale Ökologie Wien. Alpen Adria Universität Klagenfurt.

- Dies. 2014b. Gesellschaftlicher Stoffwechsel. In: Vorlesungsunterlagen. Soziale Ökologie und Nachhaltige Entwicklung. WS2014/2015. Institut für Soziale Ökologie Wien. Alpen Adria Universität Klagenfurt.
- Escobar, Arturo. 2008. Territories of Difference: Place, Movements, Life, Redes. Durham, NC: Duke University Press.
- Europäische Kommission. 2010. Europäer, Landwirtschaft und gemeinsame Agrarpolitik 2009. In: Eurobarometer Spezial 336.
- Fischer-Kowalski, Marina. 1997. Society's Metabolism: On the Childhood and Adolescence of a Rising Conceptual Star. In: Redclift, Michael R. and Graham Woodgate (eds.). The International Handbook of Environmental Sociology. Cheltenham UK, Northampton, USA: Edward Elgar Publishing, pp. 119-137.
- Dies. 1998a. Society's Metabolism. The Intellectual History of Materials Flow Analysis, Part I, 1860-1970. In: Journal of Industrial Ecology 2 (1), pp. 61-78.
- Dies. 1998b. Zum magischen Dreieck von Lebensqualität, Wohlstand und gesellschaftlichem Stoffwechsel. In: Littig, Beate (Hg.). Ökologie und soziale Krise oder: Wie zukunftsfähig ist die Nachhaltigkeit? Wien: Edition VHS, pp. 17-44.
- Fischer-Kowalski, Marina and Jan Rotmans. 2009. Conceptualizing, Overserving and Influencing Social-Ecological Transitions. In: Ecology and Society 14 (2), pp. 3-20.
- Groß, Matthias. (Hg.). 2011. Handbuch Umweltsoziologie. Wiesbaden, VS Verlag.
- Grunwald, Armin. 2010. Against Privatisation of Sustainability. Why Consuming Ecologically Correct Products Will Not Save the Environment. In: GAIA 19 (3), pp. 178-182.
- Haberl, Helmut and Heinz Schandl. 1998. Indicators of Sustainable Land Use – Concepts for the Analysis of Society-Nature Interrelations and Implications for Sustainable Development. In: Paper to the 38th Congress of the European Regional Science Association. "Europe quo vadis? – Regional Questions at the Turn of the Century". Österreich. Wien: Department of Social Ecology/Interdisciplinary Centre of Austrian Universities (IFF).
- Haberl, Helmut, Karlheinz Erb, Fridolin Krausmann, Veronika Gaube, Alberte Bondeau, Christoph Plutzar, Simone Gingrich, Wolfgang Lucht, and Marina Fischer-Kowalski. 2007. Quantifying and Mapping the Human Appropriation of Net Primary Production in Earth's Terrestrial Ecosystems. In: PNAS 104 (31), pp. 12942-12947.
- Habermann, Friederike. 2011. Solidarität wär' eine prima Alternative. Oder: Brot, Schoki und Freiheit für alle. In: RLS-Paper 2011.
www.rosalux.de/publication/37369/solidaritaet-waer-eine-prima-alternative.html
 Zugriff: 21.12.2015.
- Dies. 2014. Die Freiheit, so zu leben, wie wir es wollen. In: Konzeptwerkstatt Neue Ökonomie (Hg.). Zeitwohlstand. Wie wir anders arbeiten, nachhaltig wirtschaften und besser leben. Leipzig: Oekom Verlag, pp. 14-25.
- Haug, Frigga. 2014. Zeit, Wohlstand und Arbeit neu definieren. In: Konzeptwerkstatt Neue Ökonomie (Hg.). Zeitwohlstand. Wie wir anders arbeiten, nachhaltig wirtschaften und besser leben. Leipzig: Oekom Verlag, pp. 26-39.
- Hertwich, Edgar G. 2005. Consumption and the Rebound Effect. An Industrial Ecology Perspective. In: Journal of Industrial Ecology. Volume 9 (1-2), pp. 85-98.
- Ingold, Tim. 2000. The Perception of Environment: Essays on Livelihood, Dwelling and Skill. London/New York: Routledge.
- Ders. 2011. Being Alive. Essays on Movement, Knowledge and Description. Aberdeen: Routledge.
- Kirner, Leopold, Stefan Vogel and Walter Schneeberger. 2005. Intended and Actual Behavior of Organic Farmers in Austria After a Five-Year Commitment Period. In: Renewable Agriculture and Food Systems 21 (2), pp. 95-105.

- Kirschenmann, Lena. 2014. Argumente für einen neuen Umgang mit Zeit und Wohlstand. In: Konzeptwerkstatt Neue Ökonomie (Hg.). Zeitwohlstand. Wie wir anders arbeiten, nachhaltig wirtschaften und besser leben. Leipzig: Oekom Verlag, pp. 88-104.
- Konzeptwerkstatt Neue Ökonomie (Hg.). 2014. Zeitwohlstand. Wie wir anders arbeiten, nachhaltig wirtschaften und besser leben. Leipzig: Oekom Verlag.
- Kopatz, Michael. 2012. Die soziale-kulturelle Transformation. In: Huncke, Wolfram, Kerwer Jürgen und Angelika Röming. (eds.): Wege in die Nachhaltigkeit. Die Rolle von Medien, Politik und Wirtschaft bei der Gestaltung unserer Zukunft, Wiesbaden: Hessische Landeszentrale für politische Bildung, pp. 155-191.
- Kopfmüller, Jürgen. 2007. Schwerpunkt 20 Jahre Brundtland-Bericht. Die Verbindung von Umwelt und Entwicklung im Nachhaltigkeitsdiskurs. Auf dem Weg zu einem integrativen Nachhaltigkeitskonzept. In: Ökologisches Wirtschaften 1, pp. 16-18.
- Ders. 2011. Das Integrative Nachhaltigkeitskonzept der Helmholtz-Gemeinschaft. Idee. Anwendung. Perspektiven. In: Workshop des „Netzwerks Nachhaltigkeit am Institut für Technikfolgenabschätzung und Systemanalyse“. Perspektiven der Nachhaltigkeit am KIT. 15.02.2011. Karlsruhe.
- Lange, Hellmuth. (Hg.). 2008. Nachhaltigkeit als radikaler Wandel. Die Quadratur des Kreises? Wiesbaden: VS Verlag.
- Langthaler, Ernst. 2012. Wirtschaften mit Stil. Historisch-anthropologische Perspektiven zum Agrarstrukturwandel als Praxis. In: Rural History Working Papers 12, pp. 176-296.
- Langthaler, Ernst, Sophie Tod und Pia Garstenauer. 2012. Wachsen, Weichen, Weitermachen. Familienbetriebliche Agrarsysteme in zwei Regionen Niederösterreichs 1945-1985. In: Rural History Working Papers 14. St.Pölten.
- Law, John. 2009. Actor Network Theory and Material Semiotics. In: Turner, Bryan S. (ed.). The New Blackwell Companion to Social Theory. Malden, Massachusetts: Wiley-Blackwell, pp. 141-158.
- Littig, Beate und Erich Griesler. 2004. Soziale Nachhaltigkeit. In: Bundeskammer für Arbeiter und Angestellte (Hg.). Informationen zur Umweltpolitik 160. Wien.
- Luks, Fred. 2014. Ökopopulismus. Warum einfache ‚Lösungen‘, Unwissen und Meinungsterror unsere Zukunft bedrohen. Weltrettungs-ABC III [bearbeiteter Auszug]. Marburg.
- Meadows, Dennis.L., Donella H. Meadows and Jørgen Randers. 1972. The Limits to Growth. New York: Universe Books.
- Mollinga, Peter. 2011. Rezension. The New Peasantries. Struggles for Autonomy and Sustainability in an Era of Empire and Globalization. In: Journal Of Agrarian Change 11 (4), pp. 612-616.
- Nooy, Wouter de. 2003. Fields and Networks. Correspondence Analysis and Social Network Analysis in the Framework of Field Theory. In: Poetics 31 (5/6), pp. 305-327.
- Paech, Niko. 2014. Suffizienz und Subsistenz. Therapieansätze zur Überwindung der Wachstumsdiktatur. In: Konzeptwerkstatt Neue Ökonomie (Hg.). Zeitwohlstand. Wie wir anders arbeiten, nachhaltig wirtschaften und besser leben. Leipzig: Oekom Verlag, pp. 40-52.
- Ploeg, Jan. D. van der. 2003. The Virtual Farmer. Past, present and future of the Dutch peasantry. Royal Van Gorcum. Assen.
- Ders. 2008. The New Peasantries. Struggles for Autonomy and Sustainability in an Era of Empire and Globalization. Routledge. London.
- Ders. 2010. The Peasantries of the Twenty-First Century: the Commoditisation Debate Revisited. In: Journal of Peasant Studies 37 (1), pp. 1-30.
- Ders. 2012. The Drivers of Change. The Role of Peasants in the Creation of an Agro-Ecological Agriculture. In: Agroecología 6, pp. 47-54.
- Ders. 2014. Peasant-Driven Agricultural Growth and Food Sovereignty. In: Journal of Peasant Studies 41 (6), pp. 999-1030.

- Polanyi, Karl. 1995³ [1944]. *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Rockström, Johan et al. 2009a. A Safe Operating Space for Humanity. In: *Nature* 461, pp. 472-475.
- Dies. 2009b. Planetary Boundaries: Exploring the Safe Operating Space for Humanity. In: *Ecology and Society* 14 (2), pp. 32.
- Rockström, Johan, Jeffrey D. Sachs, Marcus C. Öhman and Guido Schmidt-Traub. 2013. *Sustainable Development and Planetary Boundaries. Background Research Paper. Submitted to the High Level Panel on the Post-2015 Development Agenda*.
- Rosa, Hartmut. 2014. Resonanz statt Entfremdung, Zehn Thesen wider die Steigerungslogik der Moderne. In: *Konzeptwerkstatt Neue Ökonomie* (Hg.). *Zeitwohlstand. Wie wir anders arbeiten, nachhaltig wirtschaften und besser leben*. Leipzig: Oekom Verlag, pp. 62-73.
- Rückert-John, Jana (Hg.). 2013. *Soziale Innovation und Nachhaltigkeit. Perspektiven sozialen Wandels*. Wiesbaden. Berlin: Springer VS.
- Sahlins, Marshall. 1972. *Stone Age Economics*. New York: Aldine Publishing Company.
- Schmidt, Imke und Peter Seele. 2012. Konsumentenverantwortung in der Wirtschaftsethik. Ein Beitrag aus Sicht der Lebensstilforschung. In: *zfwu* 13 (2), pp. 169-191.
- Schneidewind, Uwe and Angelika Zahrt. 2014. Politics of Sufficiency. The Institutional Framework for a Sufficiency Driven Economy. In: *Ökologisches Wirtschaften* 29 (3), pp. 30-33.
- Schor, Juliet B. 1998. *The Overspent American. Upscaling, Downshifting, and the New Consumer*. Basic Books. New York.
- Dies. 1999. The New Politics of Consumption. Why Americans Want So Much More Than They Need. In: *Boston Review*.
- Sieferle, Rolf Peter. 1997a. Kulturelle Evolution des Gesellschafts-Natur-Verhältnisses. [Cultural Evolution of the Society-Nature-Relationship]. In: Fischer-Kowalski, Marina, Helmut Haberl, Walter Hüttler, Harald Payer, Heinz Schandl, Verena Winiwarter und Helga Zangerl-Weisz. 1997. *Gesellschaftlicher Stoffwechsel und Kolonisierung von Natur. Ein Versuch in Sozialer Ökologie*. Amsterdam: G+B Fakultas, pp. 37-53.
- Ders. 1997b. Rückblick auf die Natur. München: Luchterhand.
- Sieferle, Rolf Peter und Ulrich Müller-Herold. 1996. Überfluß und Überleben. Risiko, Ruin und Luxus in primitiven Gesellschaften. In: *GAIA* 5, pp. 135-143.
- Steffen, Will, Paul J. Crutzen and John R. McNeill. 2007. The Anthropocene. Are Humans Now Overwhelming the Great Forces of Nature? In: *Ambio* 36 (8), pp. 614-621.
- Stengel, Oliver. 2011. *Suffizienz. Die Konsumgesellschaft in der ökologischen Krise. Wuppertaler Schriften zur Forschung für eine nachhaltige Entwicklung 1*. München: Oekom Verlag.
- Steward, Julian. 1955. *Theory of Culture Change. The Methodology of Multilinear Evolution*. Urbana: University of Illinois Press.
- Ders. 1977. *Evolution and Ecology. Essays on Social Transformations*. Urbana: University of Illinois Press.
- Thompson, Michael, Richard Ellis and Aaron Wildavsky. 1990. *Cultural Theory*. Boulder, Colo. Westview Press.
- Tainter, Joseph. 1988. *The Collapse of Complex Societies*. Cambridge: Cambridge University Press.
- United Nations. 1987. *Report of the World Commission on Environment and Development. Our Common Future*. New York.
- United Nations Environment Programme. 2011. *Decoupling Natural Resource Use and Environmental Impacts from Economic Growth. A Report of the Working Group on Decoupling to the International Resource Panel*.

- Wallerstein, Immanuel. 2010. Die Barbarei der anderen. Europäischer Universalismus.. Berlin: Wagenbach.
- WBGU. 2011. Welt im Wandel. Gesellschaftsvertrag für eine große Transformation. Berlin. <http://www.wbgu.de/hauptgutachten/hg-2011-transformation/>
Zugriff: 21.12.2015.
- Wehler, Hans-Ulrich. 2008. Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Band 5. Bundesrepublik und DDR 1949-1990. München: C. H. Beck Verlag.
- Wilkens, Stefan. 2007. Effizientes Nachhaltigkeitsmanagement. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.
- Winiwarter, Verena. 2002. Der umwelthistorische Beitrag zur Diskussion um nachhaltige Agrar-Entwicklung. In: GAIA 11 (2), pp. 104-112.
- Dies. 2011. Zwischen Innovation und Krisenbewältigung. RGZM Tagungen. In: RGZM (eds.). Strategien zum Überleben. Umweltkrisen und ihre Bewältigung. RGZM Tagungen (Band 11), pp. 29-39.
- Winiwarter, Verena und Hans-Rudolf Bork. 2014. Geschichte unserer Umwelt. Sechzig Reisen durch die Zeit. Darmstadt: Primus Verlag..
- Wolf, Eric. 1966. Peasants. Englewood Cliffs. New Jersey: Prentice Hall.

Online-Ressourcen

- Center of a New American Dream
<http://www.newdream.org/blog/2011-07-new-dream-mini-views-visualizing-a-plenitude-economy>
Zugriff: 13.12.2014.
- Degrowth Konferenz Leipzig 2014
<http://leipzig.degrowth.org/de/>
Zugriff: 18.12.2014.
- Die Zeit Online – Artikel vom 5. Dezember 2014;
<http://www.zeit.de/2014/50/klimawandel-china-luftverschmutzung>
Zugriff: 20.12.2014.
- Ernährungssouveränität in Österreich
http://www.ernaehrungssouveraenitaet.at/wiki/Solidarische_Landwirtschaft_in_%C3%96sterreich
Zugriff: 22.12.2014.
- FoodCoop-Österreich
http://foodcoops.at/?page_id=2
Zugriff: 22.12.2014.
- Gunkl – Die großen Kränkungen der Menschheit – auch schon nicht leicht (27.08.2013) – Youtube;
<http://youtu.be/3o27aOtBeGk?t=1h5m8s>
Zugriff: 09.01.2015.
- Intergovernmental Panel on Climate Change
<http://www.ipcc.ch/>
Zugriff: 07.11.2014.
- Plattform Footprint
<http://www.footprint.at/fileadmin/zf/footprintfragen/Footprint-Broschuere-2013.pdf>
Zugriff: 15.12.2014.
- Postgrowth
<http://postgrowth.org/>
Zugriff: 18.12.2014.

Research & Degrowth

<http://www.degrowth.org/>

Zugriff: 18.12.2014.

RIO+20 – United Nations Conference on Sustainable Development

<http://www.uncsd2012.org/>

Zugriff: 25.11.2014.

United Nations Environmental Programme – Ecosystem Services

<http://www.unep.org/maweb/documents/document.300.aspx.pdf>

Zugriff: 07.11.2014.